NACHLESE

Karl von Holtei

Nachlese.

Erzählungen und Plaudereien

von

Karl von Holtei.

Erster Band.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1870.

An meine Enkel:

Karl, Wilhelm und Heinrich.

Die Erndte ist vorüber. Sie war dürftig. Die leichten Garben sind in Scheuern gebracht. Längst schon sauset kalter Herbstwind über's Stoppelfeld. Den Rechen zur Hand geht der fleißige Tagwerker darüber hin, und wo er liegen gebliebene Halme gewahrt, scharrt er sie fleißig als Nachlese zusammen, bindet sie in Büschel, trägt sie heim. Ein paar Körnlein finden sich wohl noch darin. —

Die nachsichtsvolle, weitverbreitete Theilnahme, deren sich das ähnliche Sammelwerkchen „Charpie" erfreute, hat mir Muth gegeben, es auch mit dieser „Nachlese" zu wagen; sie bildet eine Fortsetzung der zwei Bändchen „Charpie;" theilweise der „Vierzig Jahre," die sie an einzelnen Stellen ergänzt. Sie hätte jetzt noch nicht, vollständig wie sie hier vorliegt, erscheinen können, und ich hätte sie vielleicht gar nicht mehr erlebt, wäre nicht Herr A. H. Payne, dem noch das Verlagsrecht an einigen in seinen Blättern abgedruckten Stücken zusteht, wie er immer und überall sich mir zuvor-

kommend gütig erwies, auch hier so gefällig gewesen, mir freie Hand zu lassen.

Und da liegt sie denn vor Euch, die dünne Nachlese. Ich widme sie Euch, damit, wenn ich todt bin, ein sichtbares Zeichen bleibe, daß Ihr meinem Herzen theuer gewesen. Gönnt dem Alten, der manche frohe Stunde mit Euch verlebte; den Ihr auch oft genug niedergedrückt und betrübt gesehen habt; der aber stets mit treuer Liebe an Euch hing; ... gönnt ihm ein mildes Gedächtniß! Vergeßt seine Fehler, erinnert Euch seiner Bemühungen Euch bisweilen Freude zu bereiten, und bewahrt das arme Buch, welches diese Zeilen enthält, zum Angedenken des müden Wandrers, den Eure Mutter Vater nannte.

Jeder von Euch Dreien wird eine kleine Erzählung darin finden, die einigermaßen an seinen Lebensberuf streift; die ich ihm besonders zueignen möchte.

Dir, lieber Heinrich, stelle ich in dem jungen edlen Arzte, welcher den „lustigen Abend" veranstaltet, einen Kollegen vor, dessen Seelengüte der Deinigen verwandt ist.

Du, lieber Wilhelm, hast zur Geschichte vom todtgeglaubten Krieger, die ja halb und halb Deine eigene war, mir den Stoff geliefert, den ich allerdings auf meine Art und Weise verarbeitete.

Und Du, lieber Karl, der eifrige Jurist, wolle mir nicht zürnen, daß ich die „grausliche" Kriminal-Novelle für Dein spezielles Eigenthum erkläre. Werden Dir doch

in Deiner, wenn auch noch kurzen Praxis, schlimmere Dinge vorgekommen sein.

Im Ganzen nehmt die kleine Gabe wohlwollend auf. Habt Ihr schon keine Ursache Euch Eures Großvaters zu rühmen, der hinter so vielen berühmten und besseren Autoren weit zurückbleibt, . . . zu schämen braucht Ihr Euch seiner gerade auch nicht. Solltet Ihr dennoch geringschätzig von ihm und seinen seit mehr denn fünfzig Jahren fortgesetzten litterarischen Versuchen sprechen hören, dann bemüht Euch niemals Partei zu nehmen! Wendet Euch stillschweigend ab und denkt: Mocht' er noch so unbedeutend sein... für uns hat er Bedeutung, denn wir hatten ihn lieb.

Und er hat Euch lieb von ganzem Herzen, und sein Herz ist mehr werth, als seine Bücher.

1870. H.

Damals, in Weimar!

I.

Ein Mittag bei Goethe.

Sondern — so begann die Quittung, welche in Bäuerle's köstlicher Posse „Staberl's Hochzeit," der unsterbliche wiener Parapluiemacher und Bürgersoldat seinem vermeintlichen Nebenbuhler, dem böhmischen Schwertfeger in die Feder dictirt, von wegen Aufgabe sämmtlicher Ansprüche, die Letzterer etwa noch machen könnte an die Hand der Hausbesitzerin und „Tandlers-witwe" Frau Ursula Quintlein! — „sondern ich bleibe hier, folglich laden Sie meinen Koffer vom Wagen herab." — So sprach auch ich zum Hauderer, von dem ich aus Frankfurt a. M. gen Weimar gehaudert und gezaudert worden war. Doch hatte ich den Satz nicht wie Staberl begonnen; mein „sondern" bezog sich logisch-richtig auf die vorher gegangene Erklärung: ich reise nicht mit nach Leipzig u. s. w. als wohin ich accordieret. Oppenheim, der frankfurter Maler, stand neben mir vor dem Thore des Hôtels zum Elephanten und lachte mich einigermaßen aus. Denn ich hatte mich in

einer von ihm gelegten Schlinge willig fangen lassen; hatte, durch ihn ermuthigt, an Goethe geschrieben, mir Audienz erbeten und nicht überlegt, daß unser Fuhrmann seinen Rossen und uns höchstens zwei Stunden Mittagsrast vergönnen, daß Se. Excellenz einen ihm kaum dem Namen nach bekannten Reisenden gewiß nicht so auf den ersten Anlauf gleich empfaugen werde. Und wie nun die Antwort auf mein übereiltes Schreiben aus des Lohndieners Munde lautete: „Morgen, nach elf Uhr!" da wurd' ich erst gewahr, was ich mir zugezogen. Es blieb nichts übrig als Halt zu machen und mich an den Gedanken zu gewöhnen, der mir auf der Fahrt nach Weimar entsetzlich erschienen war: also auch Du sollst Dich bei Ihm eindrängen, sollst vor Ihm stehen wie ein schüchterner Schulknabe vor seinem strengen Professor; sollst nach einer Viertelstunde von ihm schleichen, mit dem Bewußtsein, den ungünstigsten Eindruck zu hinterlassen. Und hattest Dir doch so fest vorgenommen, jedes Gelüsten dieser Art zu unterdrücken! wolltest Deinen Fuß nicht auf den Boden setzen, der mit Jamben gepflastert sein soll, wie es heißt. Jetzt ist's geschehn, Du bist gefangen ... und Freund Oppenheim lacht Dich aus!

Um die weihevolle feierliche Stimmung, die wir in tausend Förmlichkeiten eingeschnürten Menschen einem großen Dichter, dem größesten, entgegentragen, ist's eigen

bestellt. Von frühster Jugend auf daran gewöhnt, voll Ehrfurcht aus der Ferne nach ihm hin zu denken, stellen wir uns eine persönliche Zusammenkunft wie das erhabenste und erhebendste Ereigniß vor. In kühnen Träumen haben wir uns oft genug ausgemalt, welch' begeisterter Eintritt das sein müßte, in's Heiligthum, wo er schaffend waltet; und wir schwelgten ahnend im Vorgefühl jener gefürchteten, dennoch heißersehnten Stunde, wo wir durch seine unmittelbare Nähe allem Irdischen entrückt, an seiner Hand so zu sagen dem Reiche ewiger Poesie entgegenschweben dürften. Aber, dachten wir dann immer, solches Glück ist Dir nicht beschieden; Du hast kein Recht es zu verlangen, das wäre viel zu viel für Dich! —

Nun hat sich's doch so gefügt. Der Augenblick ist da . . . und wo blieb die erwartete Erhebung? wo das Abstreifen armseliger Formen und Rücksichten? wo die über jeglichen Erdentand siegende Begeisterung? Lästiger, peinlicher, störender denn je machen sich die kleinlichsten Kleinlichkeiten, die engherzigsten Besorgnisse geltend. Werd' ich nicht zu früh kommen? aber auch nicht zu spät? wie lange geht man vom „Elephanten bis auf den Plan," wohlverstanden mäßigen Schrittes, damit man nicht außer Athem gerathe! Vergangene Nacht hat's, glaub' ich, geregnet? Daß ich nur nicht in einer unbeachteten Pfütze das blanke Schuhwerk beschmutze!

Ob er mich wirklich erwartet? Ob er's vielleicht gar vergessen hat? Wenn der Diener sich weigerte, mich anzumelden? Ob Er zu reden beginnen wird? Wo nicht, soll ich's? Und wie? „Excellenz waren so gütig ..." — „Seit Jahren ist's mein glühendster Wunsch gewesen ..." — Entsetzlich dumm. Das sagt jeder Narr. Ich muß was Apartes vorbringen!

Und vergeblich darauf sinnend, mit jedem Schritte dümmer werdend, steh' ich im Hausflur. Friedrich (der künftig mein Gönner werden sollte) kommt mir entgegen, geleitet mich über's classische „Salve" in den Empfangsaal, verläßt mich, mir bleibt Zeit meine Stellung zu erwägen; ich finde sie nicht beneidenswerth; Begeisterung, Andacht, weihevolle Stimmung, Alles ist entschwunden; jeder Wunsch verstummt, nur den einen heg' ich noch: ich möchte ausreißen, das Weite suchen, der Hundeangst entfliehen, die mir Hals und Brust zusammenschnürt.

Da geht die andere Thür auf und in gerader Haltung, gütig, fast verlegen lächelnd, nähert sich der ewig junge Greis, ein weißes Tuch zur Hand, an dessen, mit kölnischem Wasser getränktem Zipfel Er sich gleichsam Ausdauer einsaugen will zur erbetenen, ihm wahrscheinlich lästigen Audienz. Ja, bei Gott, Goethe zeigt sich verlegen vor m i r! War er's doch vor jedem Unbekannten, der sich ihm aufdrang. Hab' ich's doch später

aus seinem eigenen Munde vernommen, wie peinlich solche unvermeidliche, vom Weltruhme unzertrennliche Scenen ihm gewesen sind! Eine günstige Umwandlung zu bewirken, lag einzig am Benehmen des Fremden. Gelang es diesem Leben zu bringen, dann erweckte er auch Leben. Wer sich täuschen ließ, wer die zurückhaltende Schüchternheit für kalten Hochmuth auslegte, der brachte sich selbst um das Glück, sagen zu dürfen: ich habe Goethe kennen gelernt. Ach, wie tief hat es mich betrübt, jetzt erst, vierzig Jahre später, in der durch Max von Weber veröffentlichten Biographie unseres viel geliebten Karl Maria lesen zu müssen:

„Goethe's Sohn überredete ihn, seinem großen Vater einen Besuch abzustatten. Der Dichterfürst war durch Zelter's Einfluß (das will ich gern glauben!) gegen Weber eingenommen. Er ließ ihn, der an solche Aufnahme schon längst nicht mehr gewöhnt war, im Gegentheil gerade auf dieser Reise den Sonnenschein seines Ruhms recht erwärmend fühlte, im Vorzimmer warten, sogar ein zweites Mal nach seinem Namen fragen. Als der Geärgerte, und allerdings wenig zu freundlicher Conversation Aufgelegte (!) endlich eintreten durfte, empfing er ihn mitten im Zimmer stehend und mit einer stolzen Handbewegung zum Sitzen einladend, that dann einige höchst unbedeutende Fragen über dresdner Persönlichkeiten, berührte das Thema der Musik gar nicht

und stand nach einer Viertelstunde zuerst auf, den Abbruch des Gesprächs bezeichnend und andeutend, daß er Weber's Besuch in keiner Weise anders classificire, als den junger Literaten und Künstler, die täglich, um sagen zu können: Ich habe Goethe gesprochen! sein Haus in oft höchst lästiger, und doch von dem alten Hohenpriester gewiß nur ungern vermißten (?) Weise belagerten."

Diese Stelle in dem schönen Denkmale der Pietät, welches Max von Weber der Erinnerung an einen unvergeßlichen Vater und zugleich der Wahrheit errichtete, hat mich sehr traurig gemacht. Ich sehe den Auftritt, wie er sich begab, deutlich vor mir, und ich trete mit all' der Treue und Anhänglichkeit, die ich meinem hochverehrten Freunde, dem unsterblichen Schöpfer der „Preziosa," des „Freischütz," der „Euryanthe," des „Oberon," dem unerreichten Sänger herrlicher Lieder bewahre, ganz entschieden auf Goethe's Seite. Mag Herr Professor Zelter in starrer, pedantischer, eigensinnig-verbissener Einseitigkeit noch so ungünstig über den Berliner Weber-Enthusiasmus nach Weimar berichtet haben, ... August Goethe hätte Weber gewiß nicht aufgefordert, dem Vater einen Besuch zu machen, wär' er nicht überzeugt gewesen, der deutsche Meister der Tonkunst sei vom Altmeister deutscher Poesie anerkannt. Und wie konnte das denn auch fehlen? Deutsche Weise,

deutsches Lied ging dem alten Herrn über Alles. O lieber, geistreicher, von Witz sprudelnder Karl Maria! Warum legtest Du nicht zuvörderst Deine Brille ab? (denn das war eine Idiosynkrasie Goethe's, daß er Brillenträgern nicht in die Augen sehen könne!) Warum sprachst Du den für stolz Gehaltenen nicht freimüthig, zutraulich an; brachst nicht dem Gespräche selbst die Bahn? Ließest nicht Deinen unversieglichen Humor walten? Schildertest ihm in heiteren Bildern Deine Kapellmeisterleiden, den Morlacchi's, Rastrelli's, Fräulein's aus dem Winkell u. A. gegenüber? Wie bald wär' er aufgethaut! Wie rasch wären Zelter's Spinngewebe verweht gewesen! Wie hättest Du jubelnd beim Abschiede gesungen: „Und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Himmelszelt!“ Ja, die Sonne würde auch Dir gelacht, würde sich an Deinem eignen Sonnenglanze gelabt und erfreut haben! — Wir wollen hoffen, dieses Mißverständniß hat sich, wie so viele ähnliche auf Erden, längst ausgeglichen. Ein Weber kann von Goethe nicht verkannt bleiben, und die Ewigkeit ist lang.

Wie Recht ich habe mit dieser Ansicht, bestätigt sich durch viele Erfahrungen, meine selbst erlebten nicht ausgenommen. Doch eine tiefe, psychologische Erklärung jenes häufig an Goethe getadelten, scheinbar abstoßenden Wesens giebt Freiherr von Schuckmann. Dieser

nachmalige Staatsminister schreibt vom Jahre 1790 aus Breslau an den Kapellmeister Fr. Reichardt:

„Goethe aß gestern Mittag gerade bei Ankunft Deines Briefes mit mir und ich konnte ihm seine Einlage allsogleich abgeben. — Ich hab' ihn doch ganz anders als meine Vorstellung war, gefunden, gerade zu meiner Zufriedenheit. Daß es schwer ist, ihm näher zu kommen, liegt nicht in seinem Willen, sondern in seiner Eigenthümlichkeit, in der Sprachschwierigkeit, seine Gefühle und Ideen auszudrücken, in der Intension beider und der Liebe, die diese ihm für sie abdringt. Bis er weiß, daß man ihn erräth, ihn fühlt, ihm durch jede Oeffnung, die er giebt, hineinsieht, kann er nicht reden." —

„Ich bin sehr nahe und innig mit ihm bekannt geworden und habe einen vortrefflichen Menschen an ihm gefunden. Was ich Dir über seine Schwierigkeit im Ausdruck schrieb, war ganz weg, sobald er herzlich ward und außer der Convention mit mir lebte. Kalt kann er eigentlich nicht reden und dazu will er sich mit Fremden zwingen. Und das wohl aus guten Gründen. Vertraut folgt er seiner Natur und wirft aus dem reichen Schatze die Ideen in ganzen Massen hervor. Ich möchte sagen: er spricht, wie der Algebraist rechnet, nicht mit Zahlen, sondern mit Größen und seine lebendige Darstellung ist nie ein Gaukelspiel der Phantasie,

sondern seine Bilder sind immer das wahre Gegenstück, was die Natur dem Dinge gab, und führen den Hörer ihm zu, nicht ab."

So weit die Schuckmann'schen Aeußerungen an Reichardt, aus denen mir, wie gesagt, die treffendste Schilderung Goethe'schen Wesens, die siegreichste Abfertigung so vieler ungerechter Anklagen kalten Hochmuthes hervorklingt. Wenn ich aber eingestehen muß, nie und nirgend etwas Besseres, Wahreres über den „schweigsamen" Audienz-Ertheiler gelesen zu haben, so konnte mir doch damals diese belehrende Vorbereitung auf den Empfang bei ihm nicht zu Statten kommen, so wenig wie sie einem meiner Leser jetzt zu Gute kommen wird. Denn heute „empfängt" der Alte nicht mehr (wenigstens in Weimar nicht), und im Jahre siebenundzwanzig waren mir Schuckmann's Briefe an Reichardt noch unbekannt. Zu früh ... oder zu spät ... das ist der Welt Lauf. Ich sah mich auf meine eigene Umsicht, Einsicht, Besonnenheit angewiesen und damit war's nicht weit her. Nachdem ich ein: „Nun, so freut es mich, auch Sie einmal bei mir zu sehen!" vernommen, ward mir dieselbe pantomimische Aufforderung, ich möge Platz nehmen, zu Theil, die den guten Weber verschnupfte. Ich vermuthe, sie war stereotyp. Mit dem Unterschiede, daß der berühmte Compositeur gerechte Ansprüche auf anerkennende Würdigung mitgebracht,

der bescheidene Liederspiel-Dichter jedoch nichts dergleichen erwartet hatte. Wer keine Forderungen macht, ist leicht zufriedengestellt. Mir genügte schon, neben Ihm auf dem Sopha zu sitzen. Daß mir gerade wohl dabei gewesen wäre, könnt' ich nicht behaupten. Erstens fand ich die halb links einzuhaltende Wendung des Oberkörpers unbequem, zweitens begann ich mit Schaudern zu entdecken, daß mir absolut kein kluges Wort, kein besonders geistreicher Gedanke zu Gebote stand. Je mehr ich sann, desto leerer und wüster wurd's mir im Schädel. Er ließ es an sich kommen. Einige Fragen über Pariser Zustände, hauptsächlich nach seinen „Freunden, den „Globisten" (von ihm so benannt nach deren Journal Le Globe) beantwortete ich, völlig unbekannt mit jener Herren Treiben, so dumm wie es von einer mechanischen Figur irgend verlangt werden kann. Es ist schon schlimm, wenn Einer gescheidte Sachen in der Prätension zierlicher Schönrednerei von sich giebt, und erregt ungünstigen Eindruck. Wer aber unbedeutende Phrasen sorgfältig abrundet, macht sich gewiß unleidlich. Mir ist das Bewußtsein meiner Unausstehlichkeit bald klar geworden. Und noch zu rechter Zeit dämmerte mir die Erinnerung auf an einen oft gelesenen Ausspruch in „Dichtung und Wahrheit," dessen Inhalt etwa lautet: „Mag der Mensch seine höhere Bestimmung in der

Gegenwart suchen, oder in der Zukunft, stets wird er von innerem Schwanken und von äußeren Eindrücken gestört bleiben, bis er endlich zu dem Entschlusse gelangt einzusehen: das Rechte sei, was ihm gemäß ist!" Was mir gemäß ist, wiederholte ich mir; das heißt: ziere Dich nicht, wolle nicht den weisen, vorsichtig prüfenden, jede Silbe abwägenden, hochgebildeten Mann spielen. Solche gedrechselte Puppen ennuyieren ihn täglich. Gieb Dich wie Du bist, lass' Dich gehen, lass' Deine Zunge laufen und gefällst Du ihm nicht, nun dann kann er höchstens hinter Dir her murren: „Der Holtei ist ein ungeschlacht'ter Kerl;" — und das klingt immer noch besser, als wenn er sagte: „Er ist ein langweiliger Zierbengel!" — Gesegnet sei diese Reminiscenz. Sie machte mich frei; ich fand mich selbst wieder. Und wie ich unbefangen drauf los schwatzte, ließ sich auch der richtige Goethe finden. Er knöpfte sich auf. Er ging auf meine, nicht immer gewählten Scherze, Späße, Dummheiten ein, lachte mitunter herzlich, blickte mich mehrmals fragend von der Seite an, wie: „Ei sieh, Du bist ja ein ganz munterer Kumpan?" kurz die Stunde verflog einer Minute gleich, und da er sich erhob, weil er die Prinzessinnen nach zwölf Uhr bei sich erwartete: und da ich, vor dem Scheidegruß plötzlich ernsthaft, ihm dankte, mit zitternder Stimme, daß er mich so gütig angehört, schien

meine Rührung ihn zu rühren. Unnachahmlich war der Ton, in welchem er sprach: „Ja, wie wär's denn, wenn Sie heute mit uns speisen wollten?"

Ich stotterte, überrascht durch diese unverhoffte Aufforderung, eine verlegene Zusage heraus. Erst auf der Straße wurd' ich in so weit meiner Freude Herr, daß ich sie mir gehörig zu Gemüthe führen und in ihrer ganzen Bedeutung genießen konnte. Die Hofequipage, in welcher die Prinzessin Auguste (jetzt Preußens Königin) mit Ihrer Schwester dem Goethe'schen Hause zufuhr, begegnete mir wenig Schritte vor letzterem und ich . . .

Doch, ich habe ja dies und die erste Mittagstafel und was daraus für mich hervorging, so wie meine sämmtlichen Beziehungen zu Goethe und dessen Familie, ausführlich und der Wahrheit gemäß in dem Buche „Vierzig Jahre" zu schildern versucht, will mich nicht wiederholen und hier nur noch ein Ereigniß nachträglich erwähnen, dessen scheinbare Geringfügigkeit leicht belächelt werden mag, welches darum doch für die Charakteristik des oft Verkannten, gerade weil es einen unbedeutenden Gegenstand betrifft, sehr bezeichnend ist, wenigstens mir so erscheint.

Unter den Gerichten aus guter, solider Küche, die uns dargeboten wurden, befand sich eine Schüssel, an der ich mich vorzüglich betheiligte: „Püré von Wild mit Spiegeleiern!" Ich war schon so „heimlich" geworden,

daß ich, bei unausgesetztem Respecte vor dem Herrn des Hauses, tüchtig zulangte und seinen gastfreundlichen Ermunterungen entsprechend, meinen Teller ein zweites Mal füllte und leerte. Das geschah bei meiner ersten Speisung, im kleinen vertraulichen Kreise. Wie ich dann, ein Jahr später, bei zweitem längerem Aufenthalte, durchschnittlich in jeder Woche zwei Mal zur Tafel gezogen, ein Mal an einem größeren Diner Theil hatte, fügte sich's, daß besagte succulente Speise sich auch einstellte. Ich sprach ihr wieder lebhaft zu, räumte den herzhaft herausgelöffelten Vorrath rasch auf; schon wurden an der entgegengesetzten Seite des Tisches die Teller gewechselt. Da richtete Goethe, von dem ich weit entfernt saß, seine Götteraugen auf meinen Teller, lächelte mir mit einem Blicke des Einverständnisses zu, gab dem zur Aushülfe servierenden Lohndiener (o „Zapfe!" cara memoria!) einen wahren Jupiterwink ... und Zapfe reichte mir noch einmal die Schüssel, zärtlich flüsternd: „Der Herr Geheimderath schicken mich!"

Nicht wahr, Sie finden es abgeschmackt, junger Mann des Fortschrittes, daß ein weit zurückgebliebener Greis derlei Histörchen drucken zu lassen wagt? Mag Ihr Spott über ihn ergehen; er bekennt offen, wie tief ihn die Erinnerung an jenen Augenblick bewegt. „Püré von Wild mit Spiegeleiern" nimmt sich entsetzlich prosaisch aus, das geb' ich zu. Dagegen liegt in solchem

Beweise wohlwollender Sorgfalt, zarter Aufmerksamkeit, die sich auf alltägliche menschliche Bedürfnisse wie Speis' und Trank erstrecken, eine Poesie des Herzens, die sich freilich weder mit dem Geiste, noch mit dem Magen, ... die sich einzig mit dem Herzen nachempfinden läßt.

Waren vorstehende Zeilen in keiner anderen Absicht niedergeschrieben, als in der: Goethe's scheinbare Kälte beim Empfange fremder Besucher erklärend zu entschuldigen und sein ihm so häufig vorgeworfenes „abstoßendes Betragen" zu rechtfertigen, indem ein guter Theil der Schuld dem Betragen der Besuchenden zugeschoben werden sollte, so darf doch, um bei der strengen Wahrheit zu bleiben, nicht verschwiegen werden, daß des alten Herrn Ausdrucksweise, wie sie gegen seines großen Lebens Ende hin, bereits in schriftlichen Aeußerungen bisweilen etwas Steifes, Abgemessenes, „Kanzleihaftes" angenommen, auch im mündlichen Gespräche oft seltsamen Satzbildungen unterlag, deren Förmlichkeit leicht abschrecken konnte. Auch dafür geben Schuckmann's geistreiche Bemerkungen psychologisch erläuternden Aufschluß. Ich setze hinzu: Wer ohne Ehrfurcht, ohne reine Liebe, nur aus Neugier zu Goethe kam, oder wer gar beifällige Anerkennung für eigene Verdienste sich abholen wollte, der konnte, wenn er keine günstige Stunde traf, bald verstimmt und niedergeschlagen sein. Wer aber aufrichtige Hingebung mitbrachte, wer sich

offen und ehrlich zeigte, wie er war; wer nichts begehrte, als eben des Edlen Antlitz freudig zu schauen . . . dem blieben weder Antlitz noch Brust verschlossen, der hörte auch aus eigenthümlich construirten Sätzen die Seele heraus, das warme Gemüth.

Ich habe mich des Wortes „kanzleihaft“ bedient, zur Bezeichnung goethischer Ausdrucksweise in späterer Zeit. Das Wort gehört nicht mir; ich verdank' es dem Dichter der „Sappho,“ des „Ottokar,“ des „treuen Dieners seines Herrn“ und anderer großer Werke, dem auch in Weimar mit unverwelklichen Kränzen geschmückten Grillparzer. Der hat gesungen (wie er sich im Schreiben an einen Freund ausdrückt), „da Goethe in seiner letzten Zeit wunderliche Aphorismen heraustönte, die eben so lächerlich vergöttert, als frevelhaft verspottet wurden“:

Und ob er mitunter „kanzleihaft“ spricht,
Ob Tinten und Farben erblassen,
Die Großen der Zeiten sterben nicht. —
Das Alter ist Keinem erlassen.

Doch ahmst Du ihm nach, Du junges Volk,
So laß' vor Allem Dir sagen:
Nur Jenem steht der Schlafrock wohl,
Der früher den Harnisch getragen.

II.
Im Erbprinzen.

Wer sich bei Goethe's Lebzeiten in Ilm-Athen einige Zeit aufhielt und nur die geringste Gelegenheit fand mit dortigen Familien zu verkehren, mußte nothwendigerweise zwischen jüngere Engländer gerathen, welche daselbst gehegt, ja verhätschelt wurden. Meistentheils waren sie dahin gesendet worden, damit sie in diesem Brutofen deutscher Bildung humanistischen Studien obliegen sollten. Die Ihrigen mochten wohl Eins und das Andere vom genius loci gehört oder gelesen haben und überließen sich nebelhaften Erwartungen, ihren Sprößlingen könne dessen einwirkende Nähe zu Gute kommen. Eckermann galt für den Lehrer und Führer Einiger unter ihnen, für den gefälligen Freund und Berather der Meisten. Vom Hofe empfingen sie sichtliche Auszeichnungen. Karl August war nicht blos ein musenfreundlicher, er war auch ein praktischer Herrscher, und er meinte, daß britische Guineen in sächsische Gulden umgesetzt, dem Gedeihen seiner kleinen Residenz durchaus keinen Schaden brächten.

Das war denn im Princip allerliebst, behagte den holden Insulanern augenscheinlich, verleitete jedoch zu allerlei Insular-Insolenzen und Uebermächtigkeiten, welche häufig empfand, wer mit ihnen in Berührung kam. Und Letzteres zu vermeiden war schwierig, denn man begegnete ihnen aller Orten. Ueberall hielten sie sich obenauf. Der Damen zuvorkommende Huld verwöhnte sie; gestattete ihnen, sich das Unglaubliche zu gestatten. Mitunter zeigten sich recht umgängliche, in ihrer Art sogar bescheidene Menschen darunter. Aber an veritablen Flegeln fehlt' es wahrlich auch nicht. Zum Glücke „wechselten" sie oft und rasch. Die Physiognomie der Gesellschaft wechselte mit ihnen. Wer bei seinem Aufenthalt in Weimar just einen guten englischen Jahrgang traf, konnte froh sein.

Was mich anlangt, hab' ich die Bemerkung gemacht, und dieselbe an unterschiedlichen Jahrgängen durchaus bestätigt gefunden, daß die vornehmen Aristokraten stets die artigsten und liebenswürdigsten Engländer, Diejenigen jedoch die unerträglichsten Gesellen gewesen sind, welche den kurzen Ausflug durch Deutschland benutzten, sich große Airs zu geben, und zu scheinen, was sie nicht sein konnten ... wobei ihnen denn freilich die weibliche Hälfte der Bevölkerung willigst Vorschub leistete. Die männliche Hälfte murrte zwar ... aber sie murrte sehr leise. Denn wer wagte sich laut hervor mit seinem

gerechten Groll wider kecke Eindringlinge, gegenüber dem Hofe; dem Goethe'schen Hause (nicht ihm!); der Damenwelt; endlich denjenigen Geschäftsleuten, die an plattirten Lords fast noch mehr gewannen als an echten? — Wer, frag' ich, wagte sich hervor mit seinem Groll, außer etwa ein rücksichtsloser Fremder gleich mir, dem es nicht darauf ankam, sich den Mund zu verbrennen mit Verspottung übertriebener Anglomanie? Ja, ich hab's bisweilen riskirt ... wie begreiflich, ohne Erfolg. Doch was verkniffen werden mußte innerhalb der weimarischen Mauern, machte sich nach Außen Luft, drang nach anderen Orten, erreichte in Jena sogar das Ohr des harthörigen, schier völlig tauben, darum nicht minder Wohlklang spendenden Verskünstlers Gries, der voll vaterländischen Grimmes herüber sang:

„Geduld! Verlaß Dich auf mein Wort,
Gar Vieles ändert sich auf Erden;
Und geht's nur so ein Weilchen fort,
Wird bald das Deutsche hier am Ort
Als fremde Sprache Mode werden."

Nicht übel gesagt auf eine Stadt, aus welcher Goethe ein halb Jahrhundert geistig-deutsch regiert hatte!

Mit den Wölfen muß man heulen, und mit den jungen englischen Bären, die an der Ilm geleckt werden sollten, mußte man kneipen, wollte man sonst leidlich zu ihnen stehen. Meine Begabung für diese freie Kunst (die Kneiperei) ist von Jugend auf gering gewesen. Im

Bewußtsein meiner Schwäche hab' ich mich, wo irgend möglich, fern davon gehalten, folglich auch dort. Einem verhängnißvollen Abend bin ich denn doch zum Opfer gefallen.

Jean Jacques Ampère, des berühmten Physikers damals noch unberühmter Sohn, der spätere Reisende par excellence, hatte seine wissenschaftlichen Forscherfahrten mit Deutschland begonnen; hatte Weimar zum ersten Hauptziele ernsten Strebens ausersehen. Neben den bereits ansässigen Briten machte der Franzose, den durchaus keine pariserisch-gefälligen Formen schmückten, der vielmehr einem gründlich-deutschen Gelehrten glich, geringes Glück in der „schönen Welt." Um so wärmer war er von Goethe empfangen worden. Ja, dieser hatte ihm sogar die unerhörte Auszeichnung erwiesen, ihm einige Scenen aus dem in den zweiten Theil von Faust gehörigen Zwischenspiel „Helena" vor kleinstem Zuhörerkreise vorzulesen, und bei den Eingangsworten:

„Bewundert viel und viel gescholten, Helena"

wacker auf den Tisch geschlagen, mit geballter Faust, was nach Ampère's Versicherung wie ein Karthaunen-Signalschuß geklungen, zu gespannter Aufmerksamkeit mahnend.

August Goethe (der Sohn) und Eckermann ließen sich Beide angelegen sein, des Vaters Beispiel nachzuahmen. Sie machten, Jeder nach seiner Art, dem

Pariser die Honneurs von Weimar. Und da eben in jener Periode der alte Herr, aus momentaner Verstimmung, die städtische Wohnung urplötzlich verlassen, um sich kleiner Verdrießlichkeiten halber in's Gartenhäuschen zu flüchten; — und da die Schwiegertochter Ottilie, ihre Niederkunft erwartend, kränkelte und unsichtbar blieb; — und da der nachgiebige Eckermann kein Spielverderber heißen wollte; — und da einige Engländer mit uns gemeinsam zu verkehren wünschten; so ... das Uebrige versteht sich von selbst.

Ampère ahnte kaum, was ihm bevorstand. Ich aber wäre mit ihm, mit Eckermann, mit Goethe's einzigem Sohne in die Hölle gegangen! Weshalb nicht in ein heimlich Stübchen des Hôtels „zum Erbprinzen?"

Auch begaben wir uns dahin nicht geraden Weges; ich hatte nicht nöthig, aus meinem „Elephanten" unmittelbar in's Nachbarhaus zu fallen. Denn wir zogen, drei Deutsche und ein Franzose, erst hinaus, vor das im Grünen stehende Gebäude, von dem es heißt: „Uebermüthig sieht's nicht aus 2c." Wir wandelten, vom bleichen Monde recht elegisch beschienen, drum herum; blickten sehnsüchtig nach dem erleuchteten Fensterlein, hinter welchem Er weilte, tauschten manch' ernstes Wort, manchen guten Gedanken in schlechtem Französisch, den Franzosen ausgenommen, der dafür das

Seinige that, an deutscher Sprache Wiedervergeltung zu üben.

Niemand entgeht seinem Schicksal. Obwohl ich in Mondschein-Romantik mein Möglichstes leistete; obwohl Ampère versicherte: zu solcher Stunde, an diesem Orte, vor Goethe's Gartenhause, begreife er nun véritablement die ihm bisher unbegreifliche deutsche Sentimentalität — er wie ich mußten uns dem Dränger fügen, der gleich einem Wegweiser den Arm ausstreckte nach dem „Erbprinzen," wo Jung-Altengland bereits unserer harren würde!

Das war ein tolles, wahrhaft babylonisches Symposion. Babylonisch nicht allein der Sprachverwirrung wegen, sondern auch weil wir gewissermaßen am Thurm zu Babel bauten mit überschwänglichen Ideen, unreifen Plänen, tollkühnen Behauptungen. Jedweder träumte für seine Zukunft das Höchste, sah das Gerüst schon bis an die Wolken ragen, auf dem er sich dereinst über die Wolken empor zu schwingen wähnte; Dieser als Dichter, Jener als Gelehrter, ein Dritter als Staatsmann, Einer das Schwert, der Andere die Feder schwingend ... Alle insgesammt große Männer. — Nun, wir sind so ziemlich auf der Erde geblieben! Was aus den Engländern geworden, weiß ich wohl nicht. Etliche Namen hab' ich vergessen; die im Gedächtniß hangen gebliebenen nie weiter nennen gehört. Scotts, Wellingtons, Can-

nings haben sich schwerlich aus ihnen entwickelt, sonst hätte man davon vernommen. August, Eckermann, Ampère haben das bessere Theil erwählt: sie sind begraben. Ich bin einstweilen übrig geblieben und leugne nicht, daß ich damals, wie ich im Trinken (denn sogar Eckermann und Ampère leisteten mehr) der Schwächste, im Vertrauen auf künftige Gloire einer der Stärksten gewesen. Ja, ich besinne mich auf den Vortrag etwelcher Bruchstücke aus einer kürzlich verfaßten Dichtung, welche Byron'sche Genialität athmen wollte! Und hatte doch schon neunundzwanzig Jahre auf dem Nacken. Das ist der Flegeljahre dritte Epoche. Mehr oder weniger wohnte uns Allen, Eckermännlein vielleicht (?) ausgenommen, von besagter Flegeljährigkeit der Mannheit eine gehörige Portion bei. Nur daß wir erlernt hatten, im nüchternen Zustande sie schicklich zu verbergen. Der Wein jagte sie heraus. Es gab zuletzt ein wüstes Gelage. Wie es geendet, vermag ich nicht recht zu sagen. Für die Engländer entschieden unter'm Tische. Für mich mit totaler Vergessenheit der Mondschein-Promenade, ja sogar des Greises im Gartenhäuschen. Nur dessen Stoßseufzer tönte mir nächtlich im Gewissen nach:

„Seltner wäre verrückt das Ziel,
Gäb's keinen Wein ... und keine Weiberthränen!"

III.

Frau von Heygendorf.

Als ich Frau von Heygendorf — die ihrer Zeit so gefeierte Sängerin und Schauspielerin Caroline Jagemann — kennen lernte, hatte das Verhältniß zum Großherzog jenen wahrhaft romanhaften Zauber längst abgestreift, von welchem glaubwürdige Zeitgenossen noch so viel zu erzählen wußten. Der Großherzog war ein alter Herr, Frau von Heygendorf (diesen Namen trug sie in der Stadt, auf den Brettern ist sie Madame Jagemann geblieben!) war eine alternde Dame geworden; glühende Leidenschaft hatte sich zu dauernder Freundschaft abgekühlt, was für edelmüthige Beständigkeit von der einen, für kluges Verhalten von der anderen Seite zeugt. Frau von Heygendorf's Einfluß auf Karl August ist bis zu dessen Tode derselbe geblieben.

Ich glaube nicht, wenigstens hab' ich nie darüber klagen hören, daß sie in Regierungs-Angelegenheiten diesen Einfluß gemißbraucht habe. Von Theater-Angelegenheiten läßt sich leider nicht dasselbe rühmen, denn

in diese griff sie nicht nur gelegentlich hinein, sondern führte recht entschieden das Regiment. Auf gewisse Weise mag sie Das, wenn auch verstecktermaßen, schon gethan haben, da Goethe noch an der Spitze dieser Kunstverwaltung stand, wie ja jene vielbeschriebene siegreiche Protection beweist, welche sie dem Hunde des Aubry de Montdidier und dessen Pflegeeltern und Erziehern, Herrn und Madame Brandt, angedeihen lassen, womit sie gegen ihren, dem Titel nach, Vorgesetzten, den Sieg davon trug und ihn von der Direction verscheuchte. Späterhin war es ihr gelungen, einen Freund, den ihr fürstlicher Gönner großmüthig neben sich duldete, einen nicht unbegabten Sänger, zum Oberdirector des Hoftheaters zu befördern. Und nun hielt sie die Leitung nach beiden Gewalten hin fest; war die Regentin zweier Regenten, von denen der Eine, neben seinem kleinen Weltreiche, auch jenes noch kleinere Reich, welches die Welt bedeuten will, zu regieren berechtigt war, sobald er sich, von ihr veranlaßt, darum zu bekümmern Lust zeigte, von denen der Andere Jenem und ihr unterwürfig bleiben und sich eben mit der Titulatur des Amtes begnügen mußte.

Mir ist das, wenn schon nicht durch einen Hund, doch durch ein anderes Hausthier klar gemacht worden. Ich hatte ein dazumal in Paris mit großem Succeß gegebenes Scribe'sches Vaudeville „La chatte méta-

morphosée en femme“ nach meiner Art verdeutscht, mit hübschen Melodieen nach meiner Wahl ausgestattet und las es, frischbacken wie's aus dem Ofen kam, als „Verwandelte Katze“ der Frau von Heygendorf vor. Ich befand mich, wie schon das vorige Kapitel erwähnt, im dritten Stadium der Flegeljahre, welches bei mir unerlaubt lange gedauert hat, war naiv-kindisch, dumm-ehrlich, mit offnen Augen blind ... sonst hätt' ich wahrnehmen müssen, daß der übertrieben lebhafte Beifall, den meine schwache Arbeit erregte, weniger dem Autor, als dem Wunsche der Spenderin galt, in eigenster wohlbeleibter Person das schlanke, gewandte Kätzchen darzustellen. Davon aber merkte ich nichts, sackte den reichlichen Applaus freudig ein, gelobte Abschriften von Buch und Partitur möglichst rasch aus Berlin einzusenden und begab mich von Frau von Heygendorf geraden Weges zu ... Auguste Sutorius, die, höchst unzufrieden mit ihrer „untergeordneten Stellung“ (sie war nebenbei gesagt nirgend zufrieden!), in der That nur spärlich mit dankbaren Rollen bedacht, voll wahren Heißhungers auf besagte Katze sich stürzte. Wir wurden einig, daß ich in meinem Begleitschreiben an die Direction diese Partie, dem Autorrechte gemäß, für sie, für Augusten bestimmen sollte.

(Das ist denn seiner Zeit geschehen und hat die natürliche Folge gehabt, welche ein lebensklügerer Mensch

vorausſehen mußte: Man ſchickte mir das Stück umgehend zurück und erklärte es für unbrauchbar, daſſelbe Stück, von welchem die incognito regierende Donna assolutissima ſich mehr denn entzückt gezeigt.)

Doch das ging ja erſt Monate nachher vor ſich. Zur Zeit befind' ich mich in Weimar, ſtehe noch in vollſter Katzengunſt, die ſich ſo weit erſtreckt, daß Madame Jagemann dem „talentvollen Schriftſteller" ihre Maria Stuart vorzuſpielen ſich entſchließt.

Nicht ohne frommen Schauder hab' ich das Programm in der Hand gehalten, worauf die Namen Graff, Heide, Oels — Namen aus glorreicher Schiller-Goethe-Epoche verzeichnet ſtanden. Madame Jagemann gehörte ja ebenfalls noch dazu. Und nicht minder gehörte zu jenen meinen lieben langen Flegeljahren die aufrichtig-kindliche Pietät, der ſich willig fügende Reſpect für überkommene Autoritäten. Ich hatte mich ernſtlich bemüht zu vergeſſen, was ich vor Jahren in Berlin vernommen über ein Gaſtſpiel der Jagemann auf Königl. Hoftheater. Sie war, ſo hieß es in Berlin, ausgeſtattet mit den gewichtigſten Empfehlungen, eingetroffen, demgemäß gebührend empfangen und die Thüren zum Muſentempel waren ihr weit geöffnet worden. Zur erſten Auftrittsrolle hatte ſie „Precioſa" erwählt, eine Partie, worin ſich, neben der recitirenden Schauſpielerin, auch die Sängerin, die Tänzerin zu zeigen Gelegenheit findet.

P. A. Wolff schrieb diese Rolle für die in Blüthe der Jugend und Schönheit prangende Stich, und C. M. v. Weber nahm bei Composition des Liedes „Einsam bin ich nicht alleine“ Rücksicht auf deren Stimmlage. Welchen beispiellosen Erfolg die Stich gehabt, konnte in Weimar nicht unbekannt geblieben sein. Doch Madame Jagemann mag wohl das berliner Publikum nach ihrem weimarischen gemessen und sich eingebildet haben, vor ersterem eben so zu triumphiren, wie vor letzterem. Das wäre nur ein verzeihlicher Irrthum, weil er ein menschlich-eitler, und was noch mehr sagen will, weil er ein echt weiblicher gewesen. Daß aber eine Künstlerin von Urtheil, Bildung und Geschmack sich durch kindische Eitelkeit so völlig verblenden ließ, als Preciosa, zwischen Weber's himmlische Musik, eine italienische Bravour-Arie mit Coloraturen (irr' ich nicht aus der gazza ladra) einzulegen . . . dafür giebt es weder Entschuldigung, noch Verzeihung! Das berliner Parterre hatte denn auch dergleichen nicht vorwalten lassen, nicht einmal mildernde Umstände angenommen, hatte sein Verdict unnachsichtig kund gegeben und zwar mit dem so gesprochenen wie geschriebenen Wortspiele: „Die Jagemann jage man!“ —

Dieser Erinnerung suchte ich mich gewaltsam zu entschlagen, da ich hinging Maria Stuart zu sehen. Gewiß, ich brachte den besten Willen mit, wollte bewundern,

anbeten, wenn irgend möglich. Aber ach, es war unmöglich. Mir erschien Alles äußerlich, keine Spur von innerer Seele. Ich saß erstarrt. Gern hätt' ich meinen Nachbarn, deren einer Eckermann, leise Bekenntnisse mißmüthiger Enttäuschung abgelegt; doch an diese Erleichterung durft' ich nicht denken, denn „der Herr" überwachte aus seiner kleinen Seiten-, nicht aus der mittleren Hof-Loge, jede Miene, jede Bewegung des Fremden. Und dieser zeigte sich feig genug, „Brava!" zu rufen und in die Hände zu klatschen, wenn die schottische Königin darauf hin loslegte.

Ach, was hätte ein Goetheaner meines Schlages nicht gethan, um des Meisters vertrautem Herrn und Herzog zu gefallen! Wie der Soldat, angeblickt vom Auge seines Feldherrn, durch diesen ermuthigt, auch in demjenigen Kriege tapfer mitkämpft, den er nicht billigt, so arbeitete ich tapfer als Claqueur unter Karl August's Blicken. Es ging wie auf Commando. Ja, ich trieb's noch weiter. Fast schäm' ich mich des Bekenntnisses. Denn wie Vielerlei ich mir im Leben zu Schulden kommen ließ, ehrlich bin ich immer gewesen, habe niemals anders geschrieben, als wie mir um's Herz gewesen ... außer damals in Weimar!

Ja, ich kann's nicht leugnen: ich hab' ein Gedicht gemacht an Madame Jagemann „als Maria Stuart," hab's ihr übersendet, hab's, glaub' ich, fürcht' ich, sicher

weiß ich's nicht mehr, hab's, glaub' ich, sogar drucken lassen, und wenn mich nicht schwarze, gespenstige Schatten täuschen, in Gubitzen's „Gesellschafter," wofür ich, wenn's wirklich geschah, den alten Freund nachträglich um Verzeihung bitte; denn es muß mordschlecht gewesen sein.

Mein Lohn für diese Unthat war die Einladung zu einer Abendgesellschaft bei der Besungenen, wo sie mich Seiner Königl. Hoheit, dem Großherzoge „vorzustellen gedenke."

Da ließ sich aber die ernste Mahnung, welche Maria Stuart auf ihrem Gange zum Henkerblock dem gleißnerischen Lord Leicester ertheilt: „Mög' Euer Lohn nicht Eure Strafe werden!" auf mich anwenden, wie sich sogleich zeigen wird.

Ich kann mich nicht genau besinnen, wer außer Ampère und mir noch zugegen gewesen. Von dem Kanzler Dr. Friedrich von Müller weiß ich's ganz sicher, weil zwischen diesem und dem Allergnädigsten sich eine kleine, so zu sagen literarische Fehde erhob, bei welcher der Allergnädigste schier ein Bischen ungnädig ward, und deren Pointe mir fest im Gedächtnisse sitzen blieb. Es war die Rede von den für S. K. Hoheit fernerhin zu bestellenden Tagesblättern, und Herr von Müller fragte an, ob auch jene „Schnellpost," die damals in Berlin und Umgegend so viel Aufsehen gemacht, wiederum verschrieben werden solle? Als darauf eine

zweideutige, halb ablehnende Antwort erfolgte, machte der Kanzler gelinde Opposition, indem er Herrn Saphir's Verdienste, hauptsächlich dessen sprudelnden Witz herausstrich. Dieser Anerkennung entgegnete der Großherzog ziemlich mürrisch: „Ach, das ist die Gattung von Witz, den ich nicht leiden mag. Der ist leicht zu haben, wenn man Wahrheit und Gerechtigkeit in's Gesicht schlägt und lächerlich zu machen sucht, was Andern theuer und werth war. Das ist eine Sorte Witz, die schon lange im Rinnsteine liegt, und anständige Schriftsteller haben sie nicht herauskratzen wollen, aus Furcht sich selbst damit zu beschmutzen. Diese Furcht hält den Herausgeber der „Schnellpost" freilich nicht zurück."

Mir, dem Herr M. G. Saphir bereits manches Klümpchen und Klecksöchen angeworfen, tönte diese Kritik der berliner Tages= und Modekritik wie ein Hoheslied und ich hätte mich am Liebsten dem Fürsten, der es anstimmte, an die Brust gelegt. Doch der sah gar nicht aus, als ob Er geneigt sei, Sich von mir umarmen zu lassen. Im Gegentheil: eben so huldreich und entgegenkommend er sich gezeigt, da Ampère ihm präsentirt wurde, eben so zurückhaltend, ich möchte sagen schroff, empfing er mich. Kaum daß der, durch Frau von Heygendorf veranlaßte Vortrag einiger Shakespeare'schen Scenen ihm etwelchen Antheil und mit diesem etliche lobende Bemerkungen über Auffassen und Wiedergeben

des Dichters abzwang. Als später beim Souper die Dame vom Hause, unterstützt von dem überall stets vermittelnden Kanzler, sich zerquälte, einen gesellig belebten Ton anzuschlagen, erwies ihr Bestreben sich fruchtlos. Es war und blieb ein lederner Abend. In den „Vierzig Jahren" (III. Band, 2. Ausgabe), in welchem Buche ich jenen ledernen Abend oberflächlich berührte, steht geschrieben: „Das Räthsel sollte sich erst ein Jahr nachher, wo ich wieder in Weimar war, lösen." — Räthselhaft allerdings mußte mir das Benehmen des hochgesinnten, edlen Fürsten erscheinen, von dem Goethe singt: „So wende nach Innen, so wende nach Außen die Kräfte Jeder, dann wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein!" —

Bei meinem längeren zweiten Aufenthalte, während dessen ich viele neue Bekanntschaften machte, gelang es mir der Sache auf den Grund zu dringen. Wohl hatte man gewünscht, mich Shakspeare lesen zu hören, hatte sich dann auch günstig darüber geäußert. Doch das hinderte nicht, mich trotzdem als persona ingrata zu betrachten. Und dies war ich geworden, weil S. K. Hoheit sich erinnerte mit meinem Vater in Teplitz einmal zusammengetroffen zu sein und aus dessen Munde eine Klage darüber vernommen zu haben, daß ich als junger Mensch „zum Theater gelaufen sei." Eine Anklage, welche ein alter Officier von seinem Standpunkte und

bei seinen aus vorigem Jahrhundert herübergetragenen Familienansichten wider den von ihm getrennten, ihm völlig unbekannten Sohn zu richten, vollständig berechtiget war; die jedoch von Karl August aufgenommen und gleichsam sanctionirt zu sehen, mich sehr befremdete, an deren Wirkung auf diesen Fürsten ich gar nicht glauben mochte . . . bis ich mir deutlich machte, wie ja auch in großen Männern kleinliche Vorurtheile über Stand und Form und Herkommen und Etikette fest eingewurzelt fortdauern können. Und daß dergleichen Wurzelwerk auch am weimarischen Hofe, noch dazu in dessen glänzendsten, die gesammte Geisteswelt mit ihren Strahlen erleuchtenden Tagen, nicht auszurotten gewesen, zeigte sich ja schon in dem Bedürfnisse, manche Männer erst zu „adeln," damit sie hoffähig würden. Mir ist das immer unbegreiflich geblieben, obgleich ich sonst mehr conservativer Natur und unerschütterlicher Royalist bin. Vielleicht auch gerade deshalb!

Wär' ich Beherrscher eines Staates, klein oder groß, ich wollte doch sehen wer mich verhindern würde, Herrn Friedrich Schiller kurzweg bei Mir zu empfangen, zwischen sämmtlichen Fürsten, Grafen, Freiherrn und Herrn Von's?

An manchen Höfen reicht die Herrlichkeit ohnedies nur bis auf die Barone, und simple Herrn Von's dürfen sich den Mund wischen. Dafür adelt man ringsum

nach Herzenslust, und die von Oben kein Freiherrnthum erlangen, werden von Unten desto freigebiger mit „Herr und Frau von" bedacht. In Wien ist jeder Mensch von Adel und das ist am Ende das Klügste.

Nach Allem, was ich gelesen und gehört, ist man in Weimar über dergleichen Hemmnisse freien geistigen Verkehrs jetzt hinaus. Der Enkel des erhabenen, großen Fürsten, dessen irdische Hülle zwischen den Särgen der größesten Dichter modert, sucht seine Ehrfurcht für Karl August keineswegs durch Festhalten an abgelebten Förmlichkeiten, sucht sie einzig durch preiswürdige Pflege aller Wissenschaften und Künste zu bethätigen. Das kleine Weimar behauptet, Dank sei Ihm, fortdauernd den Ruf einer großen Residenz im Gebiete des Schönen, Guten, Edlen.

*
*   *

Und dem Schreiber dieser Zeilen war's ein beglückendes Zusammentreffen, daß an demselben Tage, wo er sie für den „Salon" niederschrieb, ihm ganz unerwartet die Freude beschieden wurde, auf einem breslauer Bahnhofe von Sr. Königl. Hoheit, dem regierenden Großherzoge bemerkt und huldvoll angeredet zu werden. Da stand ihm als Regent gegenüber, den er „damals in Weimar" als Zögling des liebenswerthen, ihm nahbefreundeten Soret im frühsten Knabenalter gesehen. Der Knabe ist ein Mann geworden, würdig Seiner hohen Ahnen.

IV.

Johanna Schopenhauer.

An geräuschvollen Abenden litten wir keinen Mangel: Assembleen und Bälle jagten sich. Desto labender wurden stille Abende dazwischen; jene von erquickenden, unversiegbaren Quellen erfrischten, gesegneten, versteckten, ruhigen Schattenplätze, inmitten der „große Welt" geheißenen dürren Sandwüste. Doch ich rede in der vielfachen Zahl, spreche von Plätzen und weiß nur einen zu nennen, auf den obige Beziehungen wirklich anwendbar sind. Denn auch stille Abende zu drei Personen können jeder geistigen Behaglichkeit verlustig gehen, wenn sie die Form eines Schmauses annehmen; wenn dabei, statt vertraulicher Gespräche, Speisen über Speisen aufgetischt werden; wenn der gehoffte gegenseitige Austausch anregender Meinungen in einseitige Abfütterung umschlägt. Unbefangene Heiterkeit kann, bei mir wenigstens, nicht aufkommen, wo ich entdecke, daß wider Brauch und Regel einfach-bürgerlichen Haushaltes, um meinetwillen, „mir zu Ehren," übertriebene Küchen-

anstrengungen gemacht wurden, so daß Gericht auf Gericht folgt. Sind bei solchem unnützen Aufwande noch andere, einheimische Genossen und fleißige Mit-Esser zugegen, denen die extraordinaire Fülle zu Gute kommt, dann mag sich der fremde Gast eher trösten. Soll er jedoch allein verschlingen, muß er da nicht bei jedem Bissen, den er hinunterwürgt, Gewissensbisse empfinden?

Zwei solche Abende bereiteten mir, in bester Absicht, doch auf recht kleinstädtische Weise, zwei gelehrte Männer, unter allzu eifriger Mitwirkung ihrer gehorsamen Hausfrauen: Professor und Bibliothekar Dr. Riemer (Silvio Romano) und Hofrath Dr. Stephan Schütze. Auf stille Abende hatten sie mich eingeladen; beide wurden geräuschvoll, nicht durch lebhaftes Gespräch, nein, lediglich durch's Geklapper unaufhörlich gewechselter Teller zur Aufnahme des Inhaltes von immer wieder aufgetragenen Schüsseln. Und in einer Profusion angerichtet für uns Drei, wie für Dreizehn — von denen dann doch wenigstens Einer im nächsten Jahre sterben müßte, was spannend wäre! — Bei dergleichen Anstalten schwindet mit der letzten Möglichkeit jeglicher Eßlust nothwendig auch der gesellige Frohsinn, der höhere Genuß des Zusammenseins. Ich hätte an Riemer, an diesen vieljährigen Hausfreund, Vertrauten, Geheimschreiber, Mitarbeiter Goethe's — ich hätte an Schütze,

den geheimnißvollen, scharfsinnigen „Beobachter an der Ilm," unzählige Fragen zu richten gewünscht; hatte von den Abenden bei und mit ihnen für Stillung meiner Neu- und Wiß-Begier viel erwartet. Das Meiste blieb unerledigt. Wo es mir dennoch gelang, Notizen zwischen Leckerbissen hervorzulocken, blieben die von Riemer gelieferten, im Gegensatze zu den von seiner Gattin gelieferten Nahrungsmitteln, äußerst sparsam und mager, ängstlich abgewogen, und er spendete sie mit vorsichtigster Behutsamkeit, unter dem anerkennungswerthen Vorbehalte: „Ueber Vieles aus Weimars Geschichte sei Schweigen Pflicht, denn man dürfe seines Vaters Schande nicht aufdecken!" (ipsissima verba.)

Die von Schütze gelieferten hinwiederum waren mit dem ihm eigenthümlichen Sarkasmus stark gepfeffert, der nichts verschonte; der hauptsächlich, seiner „Theorie des Komischen" gemäß, auch im Gespräch die possirlichen Seiten herauskehrte, und auf den Titel seines langjährig redigirten Taschenbuches für „Liebe und Freundschaft" wenig Rücksicht dabei nahm. Wunderlich genug legte der kleine, witzige, gnomenhafte Mann, während er nach rechts und links treffende Zungenhiebe austheilte, ungleich aufrichtigere, herzlichere Verehrung und Anhänglichkeit für Goethe's Persönlichkeit, Wirken, Leben an den Tag, als der abgemessene rücksichtsvolle Riemer, dem nicht selten, wenn auch unwillkürlich, Aeußerungen entschlüpften,

aus denen verhaltener Groll sprach, als sei nicht genug geschehen, ihn anzuerkennen, seine Dienste hinreichend zu belohnen. Mir machte das keinen günstigen Eindruck.

Doch von diesen stillen Abenden, die im eigentlichen Sinne keine waren, wollt' ich ja gar nicht reden. Ich dachte an jene bei der Schopenhauer während meines zweiten, längeren Aufenthaltes in Weimar. Als ich zum ersten Male dort verweilte, war ich der ausgezeichneten Frau nicht näher getreten. Zwar hatt' ich ihr meine Aufwartung gemacht; sie hatte mir auch eine große Gesellschaft zusammen gebeten; daß sie mir jedoch gütiges Angedenken bewahrt, zeigte sich erst, als sie im nächsten Jahre, vereint mit Herrn von Müller, thätig wirkte, mich für eine ganze Reihe dramatischer Vorlesungen herbeizurufen, die „unter Goethe's ermunternder, zur Theilnahme auffordernder Protection" stattfanden, wobei allerdings auffiel, daß der Protector sich fern davon hielt.

Frau Johanna, kränklich, alt, durch manchen Kummer belastet, zog sich, wenn's ohne Anstoß geschehen konnte, von anstrengenden Geselligkeits-Mühen und -Plagen zurück. Sie blieb am Liebsten in ihren vier Pfählen. Und das war nicht blos Bequemlichkeit; es war guter, geläuterter Geschmack. Denn wo konnt' es anmuthiger sein, als in den von ihrer kunstfertigen Hand mit schönen Gemälden, vortrefflichen Copieen großer Meisterwerke ausgeschmückten Räumen, in welchen ein

Geist der Ordnung, der Sauberkeit, des weihevollsten Stilllebens vorherrschte, daß jedwedem feinorganisirten Menschen wohl darin werden mußte, wie er nur eintrat. Von einem thätigen, vielschreibenden, weiblichen Autor ließ sich in ihrem Salon keine Spur finden. Eben so wenig, als sie von ihren allgelesenen, beliebten Büchern zu reden liebte, eben so wenig verrieth auch nur das leiseste Zeichen „genialer Nachlässigkeit" in ihrer Umgebung, oder gar an ihrer musterhaft-weiblich gehaltenen, einfachen Toilette die . . . Schriftstellerin. Der ganze Zuschnitt ihres geregelten, bescheiden-vornehmen, anspruchslosen Haushaltes deutete eher auf eine, von mäßiger Pension lebende, anständig-sparsame Beamten- oder Gelehrten-Wittwe, als auf die Verfasserin der „Gebrüder van Eyk," der „Gabriele," der „Biographie Fernow's," und vieler anderer schätzbarer und geschätzter Werke hin, denen sie, unermüdlich arbeitend, alljährlich neue Erzählungen, Reiseberichte, belehrende Aufsätze und dergleichen mehr, folgen ließ. Wie wohl mir geschah, nach Tagen ermattenden Visitenjammers, activer und passiver Gattung, in dieses Asyl mich retten zu dürfen, sicher vor unberufenen Störern! Mit welch' hochherziger, Zutrauen erweckender, menschenfreundlicher Theilnahme die mütterliche Freundin des dreißigjährigen Umhertreibers Confidenzen anhörte, und in Ernst und Scherz einzugehen verstand! Wie sie zu tadeln, zu warnen,

aufzumuntern wußte, ohne jemals in's Predigen zu verfallen! . . . Das erschöpfend zu schildern wären viele Bogen nicht hinreichend. Die dankbaren Erinnerungen an ihre sich immer gleich bleibende Güte können nur mit dem Leben erlöschen. Mir ist noch ein anderes Pfand jenes Seelenbündnisses geblieben: ein Schatz von Briefen, in denen zugleich höchst interessante Daten über weimarisches Thun und Treiben enthalten sind. Ich habe der Schreiberin gelobt, nichts davon zu veröffentlichen, so lange nicht Diejenigen abgestorben wären, die irgend davon betroffen werden könnten. Damals dacht' ich nicht, daß ich die Meisten überleben sollte. Doch ist's immer noch zu früh. Die Blätter zu vernichten, mocht' ich mich dennoch nicht entschließen. Daß sie nach meinem Tode verbrannt werden, dafür ist gesorgt. Für jetzt dienen sie noch in einsamen Stunden vergangene „stille Abende" in's Gedächtniß zu rufen, gegenwärtige zu beleben [1]).

Es traf sich so glücklich, daß Adele, Frau Johanna's

1) Nach langem Schwanken hab' ich mich denn doch, kaum ein Jahr nachdem obige Zeilen geschrieben waren, bewegen lassen, diese Briefe zu veröffentlichen. („Johanna Schopenhauer, Briefe an C. v. Holtei." Leipzig, bei A. H. Payne, 1870.) Allerdings mit nöthiger Vorsicht, unter Weglassung gerade derjenigen Stellen, welche die Besorgnisse der Verstorbenen erregt hatten. Meine Gründe für diese Veröffentlichung habe ich versucht in dem Vorworte darzulegen. H.

Tochter, zu meiner Zeit von Weimar entfernt blieb. Der jungen Dame sagte die dortige Luft nicht mehr zu, seitdem ihre Verbindung mit einem Gelehrten (irr' ich mich nicht, einem Jenenser?) rückgängig geworden. Der Mutter, welche voll vergötternder Liebe an diesem talentreichen, geistvollen (aber sehr häßlichen) Mädchen hing, und welche nicht begriff, daß andere Menschen Adelen unliebenswürdig finden könnten, wurde diese lange Trennung ganz unerträglich. Ich zweifle nicht, daß der sehnliche Wunsch nach Wiedervereinigung die alte Frau dazu brachte, kurz nachher sich ebenfalls von Weimar, wo sie sich eine so hübsche zweite Heimath gegründet, loszureißen. Sie hatte ja nur dies einzige Kind. Von dem späterhin so berühmt gewordenen Sohne, dem Philosophen Arthur, war sie längst völlig geschieden; wie ich versichern hörte, wegen seines unkindlichen Benehmens bei Geld- und Erbschafts-Auseinandersetzungen. Ohne ihn ent- oder gar meine selige Freundin beschuldigen zu wollen, glaub' ich doch, daß er aus praktischem Gesichtspunkte nicht so ganz Unrecht gehabt haben mag. Sie vermied ängstlich, von ihm reden, ihn erwähnen zu hören; und wurde zufällig, aus Versehen, sein Name genannt, dann schwieg sie, sichtbar verstimmt; sie, deren umgängliche, nachsichtige Heiterkeit sich sonst niemals veränderte. Ich hütete mich sorgfältig, ihr zu sagen, daß ich mit besagtem Sonderlinge in Dresden, bei

Tieck, vor einigen Jahren zusammengetroffen war, und weshalb ich mich vor ihm entsetzt hatte. Zwischen ihm und Tieck hatten sich Discussionen erhoben, über unterschiedliche philosophische Systeme; dies hatte, über Jakobi hinweg, den Tieck liebte, nach und nach auf religiöse Streitigkeiten geführt; und als Tieck in diesen von Gott gesprochen, war Schopenhauer, wie von der Tarantel gestochen, aufgesprungen, sich gleich einem Brummkreisel umherdrehend und mit höhnischem Gelächter wiederholend:

„Was? Sie brauchen einen Gott?"

Ein Ausruf, den Ludwig Tieck bis an's Ende seiner Tage nicht vergessen konnte.

Genug, Arthur fragte nicht nach seiner Mutter, und Adele weilte fern von ihr; was mir — schändliche Egoisten, wie wir sammt und sonders nun einmal sind — recht zu Statten kam bei unseren stillsten aller stillen Abende. Da empfing ich in Fülle, wonach ich im Umgange mit Riemer und Schütze gedürstet; was Eckermann mir nicht geben konnte, weil er zu jung in Weimar, zu „grün" für dessen Vergangenheit war. Frau Johanna wußte um Alles. Sie bildete so zu sagen den Uebergang aus der Sturm-, Drang- und Glanz-Periode, in die sie durch damals noch existirende Zeitgenossen eingeweiht worden, zur allmählichen Abnahme, die sie selbst gesehen, und aus dieser dann wieder zur Gegenwart, wo

die Sonne, sich nahem Untergange neigend, noch ein Mal vor ihrem Scheiden mit sanftem Abendroth die halbe Welt beleuchtete. Ja, sie wußte um Alles. Discret gegen Fremde, ihr Unbekannte; kurz abfertigend gegen zudringliche Neugier; mittheilsam, unerschöpflich, mit fesselnder Beredtsamkeit für Diejenigen, welche sie dessen würdig erachtete; unparteiisch im Urtheil über Freund und Feind; nachsichtsvoll in Beurtheilung menschlicher Schwächen; abgesagte, offene Verächterin von Klatschereien; begeistert in anerkennender Ehrfurcht für Edles, Schönes, Großes . . . so entfaltete sie, absichtslos, ohne Eitelkeit und Ansprüche, als echte geborene Malerin, treu-lebensfrische Schildereien, deren Farbenpracht nicht minder zu bewundern war, als ihre Naturtreue. Was hatte sie nicht vernommen, gehört, in sich aufgenommen, verglichen! Was hatte sie nicht gesehen, mit erlebt, mit gethan! Wie viel von Demjenigen, was gesammte deutsche Literatur durchdringen und erregen sollte, war zuerst bei ihr von Jenen besprochen und verhandelt worden, auf deren Ja und Nein Tausend und aber Tausende lauschten! Sie fühlte sich in „Weimar-Jena, der großen Stadt, die an beiden Enden viel Gutes hat," eben so zu Hause, wie bei sich in ihrem eigenen „Zuhause." Ihr waren alle Familienverhältnisse, alle Hof-Intriguen, alle kleinlichen und großartigen Kabalen bis in's feinste Gewebe bekannt; sie hatte so viele verworrene

Fäden in eigenen Händen gehalten, nicht wenige entwirren helfen.

Goethe hatte häufig Zuflucht bei ihr gesucht und im friedlichen Raume gefunden, wenn er verdrossen und ermattet von steifer Gesellschaft bei sich, oder von unvermeidlicher Hofdienstpflicht, sich am friedlichen Zwiegespräch mit einer „Zuverlässigen" erholen wollte, nach betäubendem Chariwari vielstimmigen Durcheinanders. Da saß Er vor ihrem runden Tische, auf demselben Armsessel, den ich Unwürdiger jetzt inne haben durfte; zeichnete mit Blei, tuschte mit Sepia kleine Bildchen, Landschaften, Baumpartieen, allegorische Zusammenstellungen und dergleichen auf die nächst-besten Blätter, die ihm gereicht wurden; und ließ dazwischen manch' bedeutsames Wort über Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, über Weimars kleine wie über des weiten Lebens große Welt vernehmen, das sich tief in seiner seelenvollen Zuhörerin Seele gesenkt hatte; das jetzt, als Nachhall einstiger stiller Abende geheiligten Andenkens, den stillen Abenden eines armen, unbedeutenden Kunstjüngers doppelte Weihe verlieh.

Frau Johanna besaß einen weiblichen Major Domus, benamset G r i s e r n, von den Intimen „Griseldis" gerufen, welcher die Wirthschaft mit ordnungliebender Pünktlichkeit verwaltete, ganz im Sinne seiner Herrin, nach der weisen Vorschrift: „pas trop de zèle!" zu

deutsch: Eile mit Weile! Man hörte sie nicht, man verspürte nur ihr zweckmäßiges Wirken. Diese höchst schätzbare Person war auch sehr genau instruirt, wem sie zu stillen Abenden die Thür öffnen; wem sie, weil er stören würde, dieselbe vor der Nase zuschlagen dürfe. Nur wenige Auserwählte fanden ausnahmsweise Zutritt. Von den Meisten hieß es: „Verdirbt uns doch nur die Societät!" Richtiger hätt' es heißen müssen: das tête-à-tête.

Eines Abends verdarb ich es selbst und durch meine Schuld. Es war an einem Sonntagnachmittag, bei widerwärtigem Regenwetter mit Schneegestöber durchmischt. Ich hockte in meinem geräumigen, doch düsteren, auf den von glucksenden Trut- und anderen Hühnern belebten Hof schauendem Zimmer, langweilte mich abscheulich, harrte sehnsüchtig, daß es sieben Uhr schlagen möge, damit ich schicklicherweise zur Schopenhauer aufbrechen könne (denn frühzeitiger ließ sie sich nicht gern von ihrer Arbeit abwendig machen) ... Da vernahm ich das Signal einer Extrapost, welche unter dem Rüssel des „Elephanten" in den Rachen (den Thorweg) hineinrollte. Herr Schwanitz, Vater & Sohn, vermerkten eben Mangel an Gästen. Ich war der Einzige, der bei ihnen hauste, nun fand sich ja noch Einer. Und gar ein aristokratischer Gast: ein Extrapost-Reisender! Glück

auf! — Glockengebimmel, Pferdegetrappel, Stubenmädchengeschrei, Kellnersturz, Hausknechtgepolter! — Mag's doch, ich fühle mich sicher, ungefährdet in meiner Höhle; und brächte der Ankömmling Weib und Kinder mit, bis zu mir dringen sie nicht!

Aber wer war's? Herr Börne, der auf dem Wege nach Berlin in Weimar übernachten wollte, und der, weil er eben nichts Besseres mit seinem Abende anzufangen wußte, mich aufsuchte. Er kam direct aus Frankfurt a. M., hatte dort einige Tage vorher das Liederspiel „Die verwandelte Katze" (das nämliche Beest, welches mich mit Frau von Heygendorf entzweite) auspfeifen hören, vielleicht auch helfen; und erstattete mir nun mit unverkennbarem Behagen ausführlichen Rapport darüber, wozu ich mich so heroisch-gleichgiltig anstellte, wie einem verunglückten Liederspielmacher irgend zuzumuthen. Goethe'n wünschte er nicht vorgestellt zu werden, wofür ich Gott dankte, denn das wär' ein bedenklicher conatus delinquendi geworden. Doch ihn zur Schopenhauer mitzunehmen, schlug ich vor, und darauf ging er ein. Es gab den trübseligsten Abend, der zu denken ist. Sie zwang sich zur gastlichen Artigkeit, er blieb schweigend, förmlich verstockt, und wenn er nicht umgehen konnte, mitzureden, bracht' er ganz gewöhnliche Sachen vor. Ich rackerte mich in Todesängsten ab, einige

Bewegung in die absterbende Dreifaltigkeit zu schwatzen, doch sonder jeglichen Erfolg. Mir sind die schauderhaften drei Stunden, während welcher ich dreitausend Mal bereuete, sie herbeigeführt zu haben, frisch in's Gedächtniß gerufen worden, als ich neulich in einem Briefe von Gentz an Pilat die Stelle las: „Der Aufsatz von Börne ist in meinen Augen sehr geringhaltig. Auch finde ich seinen alten Styl nicht mehr wieder. Er war geistreich und witzig, so lange er schlechte Gedichte und schlechte Theaterstücke recensirte, und die Verfolger der Juden lächerlich machte. Seine politische Weisheit ist nüchtern und langweilig." — Beides zu sein, auch ohne Politik, gelang ihm an jenem Abend vollständig, und meine liebe Freundin trug mir's nach, so lange ihr versöhnliches Gemüth erlaubte, daß ich ihr zu des Mannes persönlicher Bekanntschaft verholfen. Ich aber dankte meinem Schöpfer, so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu sein. Denn wie's abgelaufen wäre, wenn er die Laune gehabt hätte, bei Goethe eingeführt zu werden . . . das durft' ich mir gar nicht ausmalen ohne Anwandlungen von Ohnmacht.

Ich bin späterhin noch mehrmals in Weimar eingekehrt, stets gütig und nachsichtig aufgenommen, doch will ich offen bekennen: seitdem ich die Schopenhauer nicht mehr dort fand, war mir's, wie wenn das Liebste fehlte, wie wenn's nicht mehr das nämliche Weimar

wäre. Wir haben uns fleißig geschrieben. Die letzten Zeilen, die ich kurz vor meinem Auszuge nach Rußland, und nicht lange vor ihrem Tode empfing, sollen hier noch Platz finden:

„Godesberg bei Bonn, den 17. August 1837. Mit meinen Gedanken bin ich bei Ihnen, Freund, nur wissen diese für den Augenblick nicht recht, wo Sie zu suchen sind, und haben es lange nicht gewußt, sonst hätt' ich Ihnen längst geschrieben. Ich weiß, welche Entscheidung Ihre Zukunft genommen, freue und ängstige mich darüber. Ich bitte Sie recht inständigst, lassen Sie mich Alles wissen, Alles erfahren, von sich, von Ihrer Frau, Ihren Kindern, sobald Sie an Ort und Stelle einigermaßen eingerichtet sind. Auch mein Leben nimmt eine andere Wendung, hoffentlich die letzte vor der großen, die uns Allen bevorsteht, und der ich in meinem zweiundsiebzigsten Jahre wohl sehr nahe bin; obgleich ich mich, ein wenig Lahmheit abgerechnet, so wohl als jemals befinde. In vierzehn Tagen gehe ich nach Jena, um dort auszuleben. Ich bin vom Großherzog auf eine Weise dazu aufgefordert, der zu widerstehen Thorheit wäre. All' Dieses und noch mehr schreib' ich Ihnen, sobald ich nur gewiß bin, daß mein Brief wirklich in Ihre Hände kommt. Erlaubt Ihnen Ihre Zeit, mir zu schreiben, daß Ihr Brief den 31. etwa mich noch in Bonn trifft, so adressiren Sie ihn dorthin. Sonst nach

Jena, abzugeben beim Buchhändler Frommann. Melden Sie mir nur Ihre Adresse, daß Sie wohl, heiter, muthig sind ... und dazu mein Vielgetreuer. Das Uebrige findet sich.

Ach, lieber Holtei, ist's denn wirklich wahr, daß wir uns nie wiedersehen sollen?

Ihre
Johanna Schopenhauer."

V.

Bei Goethe's ohne Goethe.

Es gehen lügenhafte Sagen umher, die im Laufe der Zeit Geschichte werden. Unter diese gehört jene ungerechte, tausend Mal aufgewärmte Anklage: Goethe habe sich theilnahmlos gegen jungaufstrebende Talente verhalten und ihre Hervorbringungen keiner Aufmerksamkeit gewürdigt, außer wenn sie ihm unbedingt huldigten. Das ist Verleumdung! Gegen Personen mag er sich hin und wieder abstoßend gezeigt, mag, durch bittere Erfahrungen argwöhnisch gemacht, sich vor allzuhäufigem Andrange und vielfältigem Ueberlaufen bisweilen gesichert, mag die ihm einwohnende, wahrhaft humane Milde gewaltsam unterdrückt haben, wie schwer es ihm immer wurde. Gegen geistige Erzeugnisse blieb er auch dann gerecht, wenn er gegen deren Erzeuger etwas auf dem Herzen hatte. Selten wohl hat es einen Dichter gegeben, welcher die Dichtungen Anderer so scharf zu sondern wußte von ihren Schöpfern, der so objectiv betrachtete und beurtheilte. Freilich stets von seinem

Standpunkte. Ob dieser jedes Mal der unfehlbare, unumstößliche gewesen? Das wäre doch eine recht unnütze Frage. Denn welcher Mensch, sei es der weiseste, welcher Poet, sei es der größte, welcher hohe Geist bleibt von vorgefaßten Meinungen frei, von Einseitigkeiten, Idiosynkrasieen, Sympathieen? „Nicht Unparteilichkeit," sagt J. P. Fr. Richter treffend, „ist dem Erdenmenschen anzusinnen, nur Bewußtsein derselben." Und aus seinem Bewußtsein heraus, aus seinem eigensten Gefühle, allerdings auch manchmal durch den Schleier selbstgewobener Theorie, hat Goethe den Blick auf Kunstwerke der jüngeren Welt gerichtet, ohne vorher zu fragen: wie steht's mit ihren Verfassern? Hängen sie mir an? Gehören sie zu meinen Schülern, oder zu meinen Gegnern? Nein, er trennte Personen und Sachen. Er konnte unerbittlich streng den Stab brechen über Arbeiten derer, die er gern um sich sah; er konnte sich kindlich freuen über poetische Erstlinge ihm wildfremder Leute. Ich erinnere mich, daß sein Sohn August mir erzählt hat, welch' herzliche Freude „der Vater" gefunden am Drama „Alexander und Darius" von Fr. v. Uechtritz, welches der ihm gänzlich unbekannte Autor eingesendet. „Wie ein Kätzchen," versicherte August, „trug er's unter'm Arme mit sich herum, gab es nicht aus den Händen, ging, glaub' ich, damit zu Bette, ergötzte sich liebkosend daran, wie an einem edlen, reinpoetischen Werke."

Etwas Aehnliches mag Michael Beer gehofft und erstrebt haben, da er meinen Aufenthalt in Weimar benutzen wollte, seine Tragödie „Struensee" durch mich bei Goethe einzuschwärzen, indem ich dieselbe dort vorlas, wie ich bereits in Berlin vor meinem gewöhnlichen Publikum gethan. Der Aufführung dieses Stückes stellten sich damals noch unterschiedliche Hindernisse entgegen. Auch war es noch nicht mit den musikalischen Schwingen versehen, welche Bruder Giacomo ihm — leider erst nach des Dichters Tod — ansetzte. Es hatte, neben vielen anerkannten Schönheiten, die unzukömmliche Eigenschaft eines allzugroßen Umfanges, den ich, trotz rascheſtem Tempo, nur nach Ablauf dreier voller Stunden bändigen konnte. In Berlin, unter aufmerksamster Controle der zahlreichen Beer'schen Familie, durfte ich nicht kürzen, auch schleppende Stellen nicht. In Weimar war das „Streichen" Pflicht, sollte derjenige, auf den es abgesehen war, die Geduld nicht verlieren. Ich übte diese Pflicht als routinierter Theatermensch und strich barbarisch.

Mögen die Dichter noch so heftig dawider eifern, es thut häufig Noth, zu ihrem und ihrer Arbeiten Vortheil. Denn im Flusse der Begeisterung vergessen sie allzuleicht, wie Wenige auf der Bühne reden können und wie Wenige vor der Bühne hören wollen. Wobei noch zu erwägen, daß breite Recitation auch im günstigsten Falle die Hand-

lung hemmt. Demnach gebrauchte ich meinen Rothstift gewaltig, in Michael Beer's Interesse, nicht minder in meinem eigenen, weil es mir auf diesem Wege endlich gelingen sollte, so meinte ich, daß Goethe mich lesen höre, was er bis dahin hartnäckig verweigert — den Seinigen sowohl, als andern Antragstellern — mit der Entschuldigung: „Er habe jetzt gerade viel zu thun, und so etwas störe ihn!" —

Diesmal hatte Frau Ottilie, die liebenswürdige Schwiegertochter, versprochen, den Schwiegervater einzufangen, und er hatte versprochen sich fangen zu lassen. Auch war die Falle pfiffig aufgestellt, und hübsche Frauen und Mädchen waren zur Lockung verheißen. Mittags zwölf Uhr befand er sich in erwünschtem Wohlsein; es konnte gar nicht fehlschlagen.

Eine größere Gesellschaft fand ich, nicht in den von ihm bewohnten Räumen, sondern im oberen Stockwerk, welches „Kammerraths" inne hatten, (im sogenannten „Schiffchen") versammelt, als ich, meinen Adoptivsohn Struensee im sauberen Manuscripte fest an die Brust geklemmt, anrückte. Die Versammlung überraschte mich, so zahlreich erwartete ich sie nicht. Sie erschreckte mich zugleich, denn es stieg mir beim ersten Ueberblicke die Befürchtung auf, das Erscheinen der Hauptperson sei dadurch in Zweifel gestellt. Noch war's nicht ausgesprochen, noch hoffte Frau von Goethe, „Papa werde

nicht ausbleiben.“ Ich zählte die Minuten, jeder Sprung des Secundenweisers gab mir einen Stich in’s Herz. Aber dennoch ließ auch ich die Hoffnung nicht schwinden. Mir war’s wirklich mehr um den entfernten Dichter und dessen heißeste Wünsche, wie um den Vorleser, welcher letztere auf seinen Erfolg als solcher heute kein besonderes Vertrauen baute. Eine derartige künstlerische Production steht immer auf schwankenden Füßen, wofern sie nicht classisch-festen Boden unter sich fühlt. Wer unbestrittene Meisterwerke vorzutragen hat, darf sich mit allen Kräften der Seele seiner Aufgabe widmen. Ihn erfüllt dann lediglich der eine Gedanke: Du sollst darthun, daß du würdig bist, den Dichter in’s Leben zu rufen, ihm sein Recht zu erweisen! Und fehlt es dann sonst nicht an Fähigkeit und Uebung, so wird er muthig vorgehen, günstiger Wirkung sicher. Wer jedoch Sorge zu tragen hat für das seinem Talente anvertraute, noch unbekannte Werk, wer gleichsam die Verpflichtung übernahm, diesem Eingang zu verschaffen, den drückt auf zusammengeschnürter Brust gleich einem Alp die Angst, ob er so schwieriger Pflicht zu genügen, ob er den Autor glücklich zu vertreten im Stande sein werde?

So war mir’s mehrmals schon in gleicher Situation ergangen, wo ich einem hochpreislichen Publikum (und was bedeutete mir ein solches im Vergleiche mit Goethe!) gegenüber saß. Ein Mal, um nur ein Beispiel, aber

ein schlagendes, anzuführen: da ich meinem lieben, verehrten Freunde L. Rellstab angelobt, seinen „Franz von Sickingen" vor besagtem Auditorium lebendig zu machen, selbigen wackern Rittersmann jedoch mit all' meinem an ihn verwendetem Lebensathem tödtete, daß er kein Glied mehr rührte; — oder vielleicht von ihm getödtet wurde! Wer will's entscheiden? Wir brachten wahrscheinlich Einer den Andern um. Und wenn sich das heute Abend wiederholte! Wenn ich eine poetische Leiche in Goethe's Haus geliefert hätte, um sie vor ihm zu seciren? Vor ihm, der bekannten Abscheu wider Leichen hegte! Und was würde Michael Beer von mir denken, der sein Schooßkind mir überantwortet auf Treu' und Glauben, daß ich es in's hellste Licht setzen möge?

Diese peinliche Spannung ward noch gesteigert durch das Betragen der Anwesenden, welche, gleich mir des hohen Hausherrn gewärtig, obschon ohne Furcht, vielmehr in froher Aussicht auf eine, möglicherweise zwei Hinrichtungen, gierige Blicke wechselten zwischen mir und dem für mich errichteten Schaffot, dabei aber doch nur ehrfurchtsvoll flüsterten, wie etwa in der Kirche geschwatzt wird, ehe die Predigt beginnt.

Mancherlei Zustände lassen sich nicht beschreiben. Wer sie nicht an sich selbst erlebt hat, wird sie nicht verstehen; wer gesunde starke Nerven hat, begreift nimmermehr, bis zu welchem Grade krankhafter Ueberreizung derjenige

gebracht werden kann, der, ungeachtet vorhergegangener Succeſſe im Bereich künſtleriſcher Reproduction, ehrlich-beſcheiden fortwährend an ſeinen Fähigkeiten zweifelt und dieſe Zweifel niemals quälender empfindet, als kurz vor jedem neuen Verſuche. Dieſe Aufregung iſt unbeſiegbar. Ja, nach meinem Dafürhalten ſoll ſie es bleiben, iſt unerläßlich; denn einzig allein aus ihr entſpringt jene Art von Begeiſterung, die dem geſprochenen Worte Geiſt und Seele verleiht, die ihm Kraft giebt, den Hörer gewaltig zu ergreifen und fortzureißen. Wer mit vollſtändiger Faſſung, mit ruhiger Beſonnenheit, frei von dem Fieber, welches im Bühnen-Jargon „Lampenfieber" heißt, an irgend welche Wiedergeburt dramatiſcher Dichtungen geht, der mag, wenn er's kann, meinetwegen vortrefflich recitieren, jeden Gedanken des Autors klar machen, aber lebendige Geſtalten wird er nicht hervorzaubern, Charakteren wird er nicht ihre urſprüngliche Selbſtſtändigkeit durch inſpirierte Sonderung verleihen, Leidenſchaften wird er weder ſchildern noch erregen, wenn er mit ſtählernen Nerven „an's Geſchäft" geht; wenn er ſo geſunden Körpers dabei iſt, daß er fieberfrei bleibt. Auf ihn wird man A. W. Schlegel's Ausſpruch anwenden können:

„So gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Dieſe löblich-nützliche Verrichtung." —

Jedweder Vortrag eines großen Drama's muß ein Stück

Leben kosten, soll's wahrhaft lebendig geworden sein. Dafür gewährt das Gefühl, der Besseren Theilnahme erworben und verdient zu haben, beglückenden Ersatz. Desto niederbeugender ist die Nachwirkung, wenn es fehlschlägt.

Letztere sollte mir diesmal erspart bleiben, denn der sehnlichst Erwartete, hoffend Gefürchtete, kam nicht. Bestellt wurde die Absage, als wäre sie aus momentaner Entschließung, durch Unpäßlichkeit veranlaßt, hervorgegangen. Ich hegte die Ansicht, und hege sie noch, daß es von vornherein beschlossene Sache, daß Frau v. G. im Geheimniß gewesen sei. Man hatte Michael's dringendes Gesuch nicht unfreundlich zurückweisen, man hatte mir, der's überbrachte, kein entschiedenes Nein zu hören geben wollen; man hatte diesen Ausweg erfunden.

Nun lösten sich die Zungen. Es erhob sich laut das allerliebste gesellschaftliche Geschnatter, welches „Conversation" genannt wird, in allen Tonarten, Tempi, sammt dazu gehörigen Dolce's und Fortissimo's, es schnatterte so, vom vorhergegangenen Respect der Erwartung befreit, ungebunden fort, bis ich mit meinem feierlichen, im sonorsten Bariton verkündigten „Struensee, Trauerspiel in fünf Acten von Michael Beer" dazwischen fahrend das Signal zum Stillschweigen gab.

Zwei heiße Stunden! Wie jedes Mal, wo der eigentliche innere Antrieb erloschen ist und ein gewisser

Zwang an seine Stelle tritt, geschah meinerseits des Guten zu viel. Ich suchte durch Kraftaufwand zu ersetzen, was mir an inniger Wärme fehlte. Wer hätte mir diese mittheilen sollen? Die Weimaraner kannten mich als Vorleser hinreichend, um mich war's ihnen an diesem Abende wahrlich nicht, um das Stück fast eben so wenig. Ihn hatten sie sehen, hatten beobachten wollen, was für ein Gesicht Er machen würde zu meinen Anstrengungen; ob er mit weit geöffneten Götteraugen menschlich Theil nehmen, ob er, süß-sauer lächelnd, die ihm ohnehin „durch Vermischung schlichter Recitation mit theatralischen Auswüchsen" verdächtige Neuerung verneinend abweisen werde?

Das fiel nun weg. Und waren Struensee und ich gerade nicht mit gefallen, so hatten wir doch auch nicht besonders gefallen. Beim Souper drehten sich die Gespräche weniger um den eigentlichen Kern dieser Zusammenkunft, als um alle möglichen übrigen Dinge und Personen auf Erden. Ich glaub's wohl, die Gäste konnten lachen! Sie begaben sich gutgenährt nach Hause, freuten sich auf's warme Nachtlager, sagten am nächsten Morgen einer zum andern:

„Der Holtei hat gestern nicht gar schön gelesen."

„Soll denn das Stück hier aufgeführt werden?"

„Ach nein, ich denke nicht."

Und damit war's überstanden.

Ich Aermster jedoch that, obgleich leer im Magen, weil ich vor Verdruß nichts zu mir genommen, die Nacht hindurch kein Auge zu, grübelte nur, wie ich einen Brief drehen und wenden könne, der den Verfasser des Struensee glauben mache, daß Goethe, wenn er sich's auch nicht mit vorlesen ließ, nichts desto weniger umständlichen Rapport über das Stück verlangt habe und das Manuscript zurückbehalte, um es *selbst* zu *lesen*!

Beides war keine Lüge. Beides war mir versprochen worden. Aber war seine Gegenwart zur Vorlesung nicht auch versprochen gewesen? Ach Du mein Gott, was für spitzfindige Epistelen hat Unsereiner doch schon im Leben schreiben müssen!

VI.

Goethe's achtzigster Geburtstag.

„Am 28. August 1829 zu Goethe's achtzigjähriger Geburtstagfeier: Faust, Tragödie in acht Acten, mit Musik von Eberwein!"

Und dies in Weimar selbst, in seiner unmittelbaren Nähe! —

Wir betraten das Schauspielhaus an diesem Abende denn doch wunderbar gestimmt. Viele der zum Feste anwesenden Fremden, unter denen Ausländer aller Zungen, hegten sanguinische Erwartungen. Ich meinestheils hielt mich im Voraus überzeugt, daß wenig davon in Erfüllung gehen dürfte. Mich schreckte schon zurück, was ich von der „Bearbeitung" vernommen, welche, obwohl unter des Dichters Aufsicht und Obhut, von Riemer und Eckermann zubereitet, die schwierigste Aufgabe keineswegs löste: aus der gewaltigsten, umfassendsten poetischen Conception ein Theaterstück zuzuschneiden und dramatisch bühnengerecht zu machen!

Zwar darauf war's ja für das Jubelfest nicht so

genau abgesehen. Sollt' es doch zunächst eine Huldigung sein, an der Theil zu haben, in leiblicher Anwesenheit, für Glück und Ehre betrachtet ward. — Neben mir saß der berühmte Bildhauer David, eigens aus Paris gen Weimar gekommen, um Goethe's kolossale Büste aus Meisterhänden hervorgehen zu lassen, was ihm, wie weltbekannt, glorreich gelungen ist. Der Gute verstand keine deutsche Silbe, und ich war nicht ohne Besorgniß, daß die voraussichtlich sehr lang dauernde Aufführung ihn ungeduldig, und bei der ihm innewohnenden französischen Petulanz und Lebhaftigkeit zu einer gefährlichen Nachbarschaft machen könne. Deshalb sann ich darauf, wie und wodurch er anderweitig zu beschäftigen wäre, und fand ein prächtiges Mittel. David, wenn auch etwas von seines Namensvetters, des revolutionairen Malers, republikanischen Mucken in ihm steckte; wenn er auch abgesagter Feind der Restauration und des Bourbonischen Königthums sein mochte, war zugleich ein enragierter Verehrer des Kaiserthums, des Eroberers Napoleon Bonaparte. Ein Widerspruch, den viele französische Politiker in sich trugen, ohne ihn gewahr zu werden. In der Begeisterung für Napoleon stimmte er überein mit August Goethe, von welchem es mich oft erboste, daß der Sohn des größten deutschen Dichters dem größten Gegner Deutschlands solch' schwärmerischen Cultus widmete. An David, dem Franzosen, hatt' ich

nichts dagegen einzuwenden, benützte dessen Inconsequenz vielmehr für meinen Zweck, seiner Aufmerksamkeit eine, außerhalb deutscher tiefsinniger Poesie liegende, ableitende Richtung im Schauspielhause zu geben. Ich raunte ihm, noch vor Beginn der Symphonie, geheimnißvoll in's Ohr: „Sehen Sie jene junge Dame im ersten Range rechts?" — „Oh, qu'elle est belle!" — „Nicht wahr? Nun merken Sie auf, Sie republikanischer Napoleonist! Jene ist die Tochter einer Frau von G., die jetzt in zweiter Ehe mit einem sehr angesehenen Herrn vermählt ist. Das Fräulein stammt aus erster Ehe, ist mit erheirathet worden als lieblichste Mitgift, soll jedoch nicht das Kind Desjenigen sein, dessen Namen sie, nach bekanntem juristischen Grundsatze: pater est ꝛc. ꝛc., rechtmäßig führt, sondern ... es kann kein leeres Gerücht, kann nicht Verleumdung genannt werden; die Aehnlichkeit ist zu charakteristisch. Und da, wie Sie als Bildner und Physiognomist aus Erfahrung bestätigen müssen, solche Aehnlichkeiten gern von Oheimen auf Nichten überspringen, so mag ich's Niemandem übel deuten, mir selbst auch nicht, wenn er diese aus des Weltbesiegers bronzener Männlichkeit in die rosigste Weiblichkeit umgewandelte, fortgeerbte Erscheinung für mehr als Zufall nimmt, und vollen Glauben dem Gerüchte schenkt: die Holdselige sei des Exkönigs von Westphalen natürliche Tochter." — „La fille de Jérome, la nièce de Napoléon le Grand?

Sans doute, c'est cela. Oh quelle ressemblance! Merci, merci, monsieur Olté, merci! Oh qu'elle est belle!" —

Der war glücklich versorgt für die Dauer bevorstehender acht Acte und ich konnte, unbekümmert um sein Geschick, meinen Antheil der Bühne zuwenden. Ob er aber nicht nach der Vorstellung einen steifen Hals davon getragen, von dem unausgesetzten Drehen und Wenden seines Antheils und Antlitzes nach dem ersten Range rechts? Dafür steh' ich keineswegs.

In den „Vierzig Jahren" hab' ich mich an geeigneter Stelle geäußert über die zum Jubelfeste in Weimar gegebene Bearbeitung des Faust. Von der Darstellung hab' ich geschwiegen, weil ich Rücksicht auf einige beim Erscheinen jener Memoiren noch lebende Mitspieler nahm. Diese sind nun auch von der Bühne des Lebens abgetreten, und ich brauche nicht mehr zu unterdrücken, daß die Aufführung, was die Hauptperson angeht, ganz unbefriedigend, weit hinter den bescheidensten Ansprüchen zurückblieb. Es giebt Schauspieler, welche da, wo sie heimisch wurden, allgemein beliebt sind, theils weil man sich allgemach an sie und ihre Mängel gewöhnte, und sich förmlich hineinlebte, theils auch, weil sie sich im bürgerlichen Dasein durch gute Führung und vorwurfsfreien Wandel Achtung erwarben. Sie sind ihrer Frau getreu, behandeln sie anständig, halten ihre Kinder ordentlich, machen keine Schulden, wie es „soliden

Leuten" geziemt. Das gilt besonders für Hoftheater in kleineren Städten.

Einer solchen kleinstädtisch-spießbürgerlichen Reputation erfreute sich denn auch unser Faust. Sie stand so fest begründet, daß sogar ein Pact mit dem Gottseibeiuns sie nicht erschütterte. Hatte der biedere Mann doch bisher sämmtliche Helden vorgeführt! War es doch der anerkannte Vermittler zwischen Dichtern und Zuschauern! Folglich gebührte ihm und dem Rollenfache, welches er bekleidete, auch der Faust ... und überdies war kein Anderer da, der für ihn hätte eintreten können. Er sprach verständig und mit wohlklingendem Organ, was er wörtlich eingelernt. Dem schärfsten Krittler hätt' es schwer fallen sollen, ihn des kleinsten Verstoßes, des geringsten Gedächtnißfehlers, des leisesten falschen Accentes zu zeihen. Auch sah er stattlich aus, benahm sich zweckmäßig, figurierte geschickt, kurz es ließ sich eigentlich gar nichts gegen ihn einwenden. Nur daß er von Anfang bis zu Ende der rechtschaffene, tadellose Philister blieb, dem's geradezu eine Pferdearbeit schien, einigermaßen glaublich zu machen, er wäre Goethe's Faust. Die schon vor zwei Jahren auf denselben Brettern vernommene, declamatorisch-pathetische Recitation, die mir Maria Stuart verleidet, schien auch ihm unentbehrlich. Wir dürfen darüber kaum rechten mit ihm; scheint sie es doch auch den meisten Zuhörern, sogar den gebildeten unter

diesen. Ist doch die Ansicht verbreitet genug, der Schauspieler müsse, sobald er in gebundener Rede tiefe Empfindungen und Gedanken zu erläutern hat, sich kunstgerechter Natürlichkeit entschlagen, und sich den Zwang unnatürlicher Künstelei auferlegen, damit es nur ja nicht klinge, als wären jene Gedanken und Empfindungen des darzustellenden Menschen selbsteigene, aus ihm herausquellende; nein, damit jede Zeile daran erinnere, er habe sie auswendig gelernt und wiederhole sie nur. Diese Meinung ist sehr verbreitet, tritt bei jeglicher Tragödie verderblich zu Lichte ... nun gar erst beim stellenweise philosophierenden Faust. Da können die Herren gar nicht salbungsvoll genug docieren; da setzen sie jedweden bedeutungsvollen Ausspruch auf Pfundnoten; komischerweise auch den: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor.“ Das ist fürchterlich! Hör' ich Einen die ersten Verse: „Habe nun, ach! Philosophie, Juristerei und Medicin“ u. s. w. herbeten, gleich einer Album-Strophe; — dringt jenes „a ch!“ nicht wie eine innerlichst-empfundene unwillkürliche Klage aus bedrückter Menschenbrust; — wird es mit aufgesagt, wie ein in's Metrum gehöriges Partikelchen; — leitet es den Redner nicht zur einfachen Naturwahrheit der nachfolgenden Verse ... dann kann mir der Herr So und So sammt seinem ganzen Faust schon gestohlen werden.

Scenische Anordnung und Ausstattung waren durch-

weg vortrefflich. Einiges besser, als ich's irgendwo gesehen. Der bekannte Balletmeister Kobler, zugleich ein ausgezeichneter Maschienenmeister und Tausendkünstler, hatte in dem verhältnißmäßig beschränkten Raume Wunder geleistet mit Verwandlungen, Gruppirungen, Luftflügen, Feuerregen und Metamorphosen. Leider werden eigensinnige Theaterfreunde — zu denen ich gehöre — durch derlei Schaugepränge nicht entschädigt für Das, was sie die Hauptsache nennen. Daran würd' es, meiner Ansicht nach, an jenem immer denkwürdigen Festabende gemangelt haben, wären nicht zwei Verfechter poetisch-dramatischer Wahrheit da gewesen und eingetreten für des Tages wie der Kunst Ehre: Karoline Lorzing, als Gretchen, La Roche als Mephistopheles.

Das Mühmchen eines allbeliebten Dichters und Compositeurs so vieler hübscher deutscher Operetten und Singspiele, Lorzing's, die später verehelichte Röckel, jetzt noch lebende Mutter der vorzüglichen Wiener Hofschauspielerin Röckel, hatte sich ohne specielle Protection, nur durch ihr jugendlich frisches Talent gefördert, hatte sich fördern dürfen, seitdem eine andere Karoline, die nach dem Tode ihres höchsten Gönners das Bühnenscepter niedergelegt, nicht ferner hemmen konnte, was sich neben ihr aufblühend entfalten wollte. Karoline Lorzing brachte Darstellungsgabe, Geschick, Gemüth, Fleiß und

Eifer mit. Frei von Ziererei war sie zierlich; im Feuer der Leidenschaft blieb sie jungfräulich. Uneingeengt von den Banden und Bändern aufgedrungenen Schulzwanges durfte sie sich ihrem Naturell überlassen, welches nicht irre führte. Ihr Gretchen war mädchenhaft rein, innig, warm; in der Verzweiflung weder unschön, noch fratzenhaft. Die Kerkerscene packte sogar meinen Plastiker und zog seinen Künstlerblick Minuten lang ab von bewußter Loge auf die Bühne.

La Roche hat mir den Teufel zu Danke gespielt, wie vor ihm und nach ihm Niemand. Wer Goethe's Faust — und zwar lange zuvor, eh' man ihn auf die Bretter zerrte — öffentlich vorgelesen, wie ich, dem konnte unmöglich die Schwierigkeit entgehen, diesen „Geist, der verneint" und zwar „schalkhaft," diesen Hauch des Bösen, welches wider Willen Gutes schafft, diese sublimste Schöpfung gesammter Poesie aller Zeiten, sinnlich zu verkörpern. Ich hatte mir niemals recht vorstellen können, wie es zu machen sei, daß der äußeren Erscheinung ihr Recht geschähe, und daß dabei die höhere geistige Zaubermacht geschont, daß sie nicht in den Staub des Materialismus herabgezogen werde? Sehr berühmte Schauspieler haben das Experiment versucht, sind vom Beifall der Menge belohnt so weit gegangen, Mephisto's eigener Erklärung vom „längst vertriebenen

nordischen Phantom" entgegen, ein solches gerade vorzuführen. Sie haben geschnurrt, geprustet, gemauzt, pferdefüßig gehinkt (Wunder noch, daß sie nicht Hörner sich aufstülpten!), haben Grimassen gemacht, Gesichter geschnitten zum Kinder schrecken, so, daß Faust wahrlich keine Ursache mehr hatte, Gretchen einen „ahnungsvollen Engel" zu nennen, wegen ihrer unerklärlichen Abneigung gegen seinen Freund.

La Roche hingegen wendete von solchen abscheulichen, übelriechenden Hausmittelchen und Mixturen nichts an. Er hielt streng die Weisung inne, die im Gedichte vorliegt, und blieb durchweg der humoristisch-negierende, witzig-spöttelnde, lustig-zweifelnde, listig-spähende Geist. Im Einklange damit standen seine Geberden, sein vornehm-freies Betragen, seine meisterlich-schlichte Rede, worin weder stark betont, noch wichtig herausgehoben, noch effecthascherisch gedehnt, sondern immer flüssig, eindringlich, verständlich und nach Hamlet's Vorschrift: „leicht von der Zunge weg" gesprochen wurde. Sein Mephistopheles war kein Teufel von Fleisch und Bein, der herumläuft wie der brüllende Löwe und sieht welchen er verschlinge. Es war eine symbolische Erscheinung, die auf der Höhe des Gedichtes stand. Ja, daß ich's gerade heraus sage: eine Erscheinung, die vielleicht eben so wenig auf die reale Bühne gehörte, als das

Gedicht selbst. In diesem Falle der größte Ruhm für den Schauspieler, der die Dichtung über die laute Wirkung stellte.

Und so waren wir, David gleich mir, wundersam erbaut von diesem Theaterabend — quand même! Ich hielt mich an La Roche, Jener an seine schöne Jungfrau vom Blute der Napoleoniden. Doch zog ich nächsten Tages den Kürzern gegen ihn. Denn sein Entzücken erfreute sich Goethe's kennerhafter Billigung, während meine Angriffe gegen den Zuschnitt der achtactigen Bearbeitung durch ein lächelndes: „Nun, Ihr junges Volk versteht das freilich besser!" zurückgeschlagen wurden. Ach, ich höre ihn noch, sehe ihn noch, wie er das mildscheltend sagte ... Da schau' ich um mich her ... sende die Blicke hinaus ... suche, sinne ... Wer lebt mir denn noch von den Freunden jener Tage und Abende in Weimar? Todt — todt — todt ... Aber wirft La Roche den Blick auf dieses Blatt, dann gedenk' er meiner, gedenke mancher schönen Stunde in Weimar! Und auch unserer Todten wollen wir gedenken.

Keine nackenden Füße!

Wenn man so bedenkt, wie hart die Schlegel, Bernhardi, Ludwig Tieck und sämmtliche hinter ihnen auftretende, mehr oder minder berufene Recensenten, Herrn von Kotzebue angegriffen, wegen der Nachsicht, die „Meinau der Menschenhasser," nach langem Zürnen, jener schwergeprüften reuigen Eulalia angedeihen läßt, indem er die Ehebrecherin halb und halb wieder in Gnaden aufnimmt; — und wenn wir dagegen erwägen, wie harmlos wir's in einem der herrlichsten Schiller'schen Gedichte („das Siegesfest") besungen finden, daß Seine Majestät von Lacedämon die wieder eroberte Helena zärtlich umarmte, und von ihren Reizen bezaubert nichts nach dem seligen Paris, nichts nach dessen Nachfolger in ihrer Gunst, dem Schwager Deiphobus fragt; sondern vielmehr in ihrer intimen Gesellschaft acht Jahre lang als Tourist umherschweift, (— muß sich die Frau conserviert haben! —) ja sie dann mir nichts dir nichts auf den Thron setzt; — so, wollt' ich sagen, dämmert einem ehrlichen aufrichtigen Menschen der ungeheure Unterschied auf, der zwischen antiken und

gegenwärtigen Sitten und Gebräuchen herrscht. Bei ernstlichem Nachsinnen gelangt man zu der Ueberzeugung, daß die Kluft eigentlich gar nicht auszufüllen ist, und man fängt an sich dumm-erstaunt zu verwundern, wie sich noch immer wieder Theaterdichter einstellen mögen, welche Stoffe für die moderne Bühne aus dem Alterthume graben? Einigermaßen erklärlich wird's wohl durch die Erwägung, daß sie sich's auf den Schulbänken des Gymnasiums sauer werden lassen mußten Griechisch und Lateinisch zu erlernen, und daß sie nun ihre Weisheit, philologisch-historisch-antiquarische, gern verwerthen wollen. Doch das ist streng genommen nur ein Privatvergnügen, welches die gelehrten und geehrten Herren sich und ihren Freunden bereiten. Dem Publikum, für welches doch eigentlich Komödie gespielt wird, ist verzweifelt selten damit gedient. Denn, Hand auf's Herz, wer kann von uns schlichten Leuten verlangen, daß wir all' die Vorkenntnisse mitbringen, die erforderlich wären, um den Aufwand von Studien zu schätzen, den solch ein klassisch „durchgebildeter" Dichter zum Besten giebt? Wie sollen wir im Stande sein, menschlich Theil zu nehmen an Verhältnissen und Zuständen, die uns und unsern Ansichten von Welt, Staat, Haus und Sitte so fremd bleiben? Wie sollen die Schauspieler sich betragen, durch Kleidung, Haltung und Action vermittelnde Lebenswahrheit in Elemente zu bringen, zu denen

sie sich verhalten gleich dem Vogel zum Wasser, gleich dem Fische zur Luft? Es ist ein zusammengestoppeltes, geflicktes, erkünsteltes Wesen, und je getreuer und gewissenhafter — um nicht zu sagen „pedantischer“ — der Herr Poet das geistige und lokale Kostum beobachtet zu haben glaubt, desto weniger werden sie auf den Brettern wissen wie sie's anfassen, desto weniger werden wir vor den Brettern begreifen wie wir's aufnehmen sollen?

Zwar hat einmal ein Mann gelebt Namens Shakspeare, der sich die Freiheit genommen seinem wahrscheinlich sehr rohen, gewiß höchst gemischten Auditorium, einige Trauer- und sogar Scherzspiele aus jener Welt und Zeit vorzuführen. Und auf diese wunderbaren Dichtungen, wenigstens auf einige derselben, scheint durchaus nicht anwendbar, was ich jetzt eben gesagt; sie packen heute noch mit der vollen Gewalt lebendigster Naturkraft, auch bei mittelmäßigen Darstellungen, sogar die unvorbereitete Masse. Aber woher kommt das? Meines Erachtens daher, daß jener William nichts weniger gewesen als ein Gelehrter! Eine mangelhafte Uebersetzung des Homer, des Plutarch, — weiter dürfte er wohl nicht viel gekannt haben! Mit seinen antiquarischen Kenntnissen war es zuversichtlich schwach bestellt, und er konnte unmöglich versucht werden, Schulweisheit auszukramen, aus dem sehr einfachen Grunde, weil er keine besaß. Voll naiver Begeisterung nahm er was menschlich ist,

und ewig unverändert gelten wird, so lange Menschen auf Erden wandeln und handeln, aus dem Durcheinander historischer Ueberlieferung auf seinen Schreibtisch, unbekümmert um Gewänder und zeitgemäße Formen. Deshalb, wenn er Antonius die Massen aufwiegeln, wenn er Coriolanus die Stimmführer verhöhnen läßt; wenn er die politischen Zinngießer des Forums redend einführt; glauben wir unsere verehrungswürdigen, marktschreierischen Weltverbesserer zu vernehmen, so gut wie seine Zeitgenossen die ihrigen in jenen Römern erkannten, die eben nur in so fern auch Römer, als sie wirklich wahrhaftige lebendige Menschen sind. Um solche aber so hinzustellen, um in solch großartiger Unbefangenheit, in kindlich-treuherzigem Vertrauen auf eingeborene Produktionskraft, das höchste Ziel der Poesie zu erreichen, da muß Einer eben ein Shakspeare sein; und wenn er es ist, muß er auch noch für eine Bühne schreiben, wie die seinige gerade damals war; wie sie sich durch ihn, aus ihm, mit ihm entwickelte. Unsere Zeit ist zu gelehrt, zu anspruchsvoll, zu wortklauberisch. Wir haben längst vergessen, was der ewige Lessing bei Gelegenheit des alten Schauspieles „Graf Essex" im Namen des Dichters dem Krittler, welcher an der alten Königin Liebefähigkeit mäkeln will, zuruft: „Warum seid Ihr so gelehrt? Warum vermengt Ihr die historische Elisabeth mit meiner Elisabeth?" — Wir verlangen, wenn wir

wissenschaftlich gebildet sind, oder es zu sein wähnen, daß uns der Dichter mit Allem nähre und stopfe, was er in Collegien und Bibliotheken eingesammelt und trocken gelegt. Und diese verstaubte, dürre Kost kann durchaus nicht der Mehrzahl der Zuhörer behagen. Sie würgen daran, sie möchten ersticken, dürfen und wollen sie's auch aus falscher Scham nicht eingestehen. Es gilt da ein altes Sprich- und Wahrwort: „Für die Esser soll auf dem Theater gekocht werden, nicht für die Köche!" Und wie viele, die gern Köche heißen möchten, hab' ich bei antiken Dramen modernen Zuschnitts gähnend applaudieren sehen!

Wir gelangen jetzt zur Ueberschrift dieses kleinen Aufsatzes.

Ein junger Mann von geistiger Bildung und dichterischer Begabung war nach langem Suchen, Prüfen, Wählen endlich bei einem Vorwurf stehen geblieben, und hatte sich zu dessen scenischer Ausführung entschlossen, hauptsächlich wohl deshalb, weil der Träger der Hauptrolle ein, wie überall, so besonders von ihm persönlich hochgeehrter Künstler war. Das Schauspiel wurde auf einer großen Bühne vortrefflich dargestellt, günstig aufgenommen, und errang einen sogenannten succès d'estime im edelsten Sinne und in mehrfacher Bedeutung. Während es noch in vollem Flore vor zahlreichem Auditorium wiederholt wurde, ging der poeta laureatus

eines Abends an der Theaterkasse vorüber. Der Kassierer, ein alter Dachs, der seit vielen Jahren in seinem Baue sitzt, und an dessen scharfes Gehör die widersprechendsten Kundgebungen verschiedentlichster Urtheile allabendlich dringen; der folglich auch, ohne jemals die ersten Acte mit angesehen zu haben, (Gott mag wissen, ob er die letzteren je sehen will, und ob er es nicht vorzieht, nach geschlossener Kasse ein Gasthausstündchen zu verplaudern?), der folglich auch sehr genau die Stimmungen des Publikums und die eigentlichen, in Journalen nicht immer zuverlässig bezeichneten Erfolge neuer Stücke kennt, rief den Dichter freundlich an, wünschte ihm Glück zum „Erstlinge," sagte ihm viel Schmeichelhaftes über sein Talent; „aber" — so schloß er dann aufrichtig und ehrlich — „wenn Sie wieder ein Stück schreiben, folgen Sie mir: Keine nackenden Füße!"

Welch' ein Schatz von Erfahrung, von praktisch-gutem Rathe liegt in diesen drei Worten, die der aufmerksame Hörer im Kassenverschlage aus dem öffentlichen, obgleich lobenden, an ihm vorüberrauschenden Urtheile geschöpft! Sie hatten der Intention des Verfassers ihr Recht widerfahren lassen; sie hatten sein Verdienst willig erkannt; aber sie hatten dabei geseufzt: was haben wir mit diesen römischen Familien- und resp. Staats-Angelegenheiten zu theilen? Gebt uns Verhältnisse, die uns näher stehen, denen wir gewachsen

sind, denen auch die Schauspieler gerecht zu werden vermögen! Legt ihnen Kleider an, in denen sie sich zu benehmen wissen; laßt sie in ihren Strümpfen und Schuhen gehen! Keine nackenden Füße!

Mit den Füßen und deren Gebrauch auf der Bühne ist's allerwegen ein närrisch Ding. Bringt's nicht Jedweder zu Stande, daß er stehen und gehen könnte! Ich weiß das aus eigener trauriger Erinnerung.

Da las ich neulich ein lustig Geschichtlein; es gehört freilich nur halb und halb hierher, darf aber doch einen Platz finden.

Der Bischof von Troyes in Frankreich, ein hochverehrungswürdiger Priester, ein literarisch=feingebildeter Geist, ein Mann von angenehmstem Weltton, war zugleich in seinem ganzen Wesen sanft, wohlwollend, gemäßigt. Vertraut mit allen Meisterwerken dramatischer Muse hatte er doch niemals ein Theater besucht, und es war ihm deshalb doppelt angenehm, in Lyon, bei Frau von Récamier, mit Talma, dem berühmtesten Tragöden unseres Jahrhunderts, zusammen zu treffen. Talma ließ sich ihm vorstellen und zeigte sich auf Verlangen sogleich bereit, ihm im Gesellschaftssaale einige Proben seiner Kunst zu geben. Er wählte dazu Rollen, in denen vorzugsweise religiöse Empfindungen an den Tag zu legen waren. Der Bischof verhehlte die Wirkung nicht, welche Talma's außerordentliches Genie auf

ihn hervorbrachte, und dankte ihm lebhaft. Nun aber kehrte Talma die Sache um und legte dem Bischof, in den ehrfurchtsvollsten Formen, die Bitte vor: er, der berühmte Kanzelredner, möge jetzt auch dem Schauspieler die Huld erweisen, ihn bewundern zu dürfen! Der Bischof weigerte sich keineswegs, und trug einige glänzende Bruchstücke aus einer jüngst gehaltenen Predigt vor. Talma, nachdem er ihm andächtig zugehört, lobte aus voller Seele Inhalt, Sprache, Ton und Geberde und sagte zuletzt: „Bis dahin, Monseigneur, Alles vortrefflich! tadellos! Aber nur (auf die Hüften deutend), nur bis dahin! Das Fußgestell läßt zu wünschen übrig. Man merkt wohl, daß Euer Gnaden auf der Kanzel nie genöthiget waren, an Ihre Füße zu denken!"

Ja, die Füße! die Füße! Ich stimme gern im Allgemeinen, — denn Ausnahmen schafft und berechtiget der Genius, weil er selbst eine ist, — dem wackeren Theater-Kassierer bei, der die nackenden Füße der Griechen und Römer so selten wie möglich auf unsern Theatern wissen will. Sollt' ich jedoch sagen, daß mir unsere Stiefeln gefallen, die auf grünen Teppichen durch zierliche Conversationslustspiele stampfen und strampfen, so müßt' ich schändlich lügen. Ich halt' es mit seidenen Strümpfen und dünn besohlten Schuhen, vorzüglich für Liebhaber. Gewisse Stücke, in Stiefeln mit Absätzen gespielt, sind unmöglich, und seitdem ich zu meinem

Schauder einen Marinelli in solchen verfluchten Maschienen, von langen schwarzen Pantalons halb verdeckt, dem Prinzen gegenüber stehen gesehen, verzweifle ich eigentlich am deutschen Theater. Da wären mir „nackende Füße" fast noch lieber.

Sonst aber hege ich (nichts für ungut!) die Ansicht, die man wahrscheinlich für höchst prosaisch erklären wird, was ich mir demüthiglich gefallen lassen muß, daß sich zwischen stolzen Versen, antiken Namen, chronologischen Citaten, hochtrabenden Anläufen und mythischen Begebenheiten nicht selten der Mangel an schaffendem Talente, an wahrhaft dramatischer Zeugungskraft zu verstecken sucht. Denn es erscheint mir ungleich leichter, dem lieben sogenannten Publikum weiß zu machen, da Oben gehe Gott weiß was vor, wenn man sich in ein dunkles, der Mehrzahl fremdes Gebiet flüchtet, wohin diese nicht zu folgen vermag, und aus welchem die gelehrtklingenden Namen und Phrasen ihr betäubend an den Kopf geworfen werden, als eine schlichte Handlung in psychologischer Klarheit auf heimischem Grund und Boden vor ihr zu entwickeln. Unter zehn jungen Herren, die capabel sind schulgerechte, wohlversifizierte Tragödieen aus dem Alterthume zu machen, dürften kaum ihrer Zwei ein innerlich-lebendiges, von naturgetreuen Charakteren getragenes kleines Schauspiel zu dialogisieren vermögen. Und dergleichen ist es nun einmal, was der Bühne

für's tägliche Bedürfniß Noth thut. Die antiken Tragödieen gehören für seltene Festtage, als exotische Prachtwerke von hochbegabten Meistern aufgeführt. Bringt uns dann (vorausgesetzt, daß ihr eine habt), bringt uns Goethe's Iphigenia, die so griechisch und dabei so deutsch ist, daß der Kenner des Alterthums an Sophokles und Euripides denkt, und daß der Nichtkenner, wofern er nur Sinn und Gefühl für Wahrheit und Schönheit besitzt, sich heimisch dabei fühlt! Gebt uns manchmal solche Feste!

Aber eure jungen Dichter trachtet zu bestimmen, daß sie, wenn sie ihre Abiturienten-Prüfung ehrenvoll bestanden haben, und sich in die dramatische Poesie werfen wollen, doch nicht gleich mit dem Größesten, für manchen Großen Unerreichbarem, beginnen! Ehe der Jüngling sich an's mystische Leben grauer Vergangenheit wagt, müßte er doch billigerweise versuchen, das Leben der Gegenwart einigermaßen schildern zu lernen!

Er wird dabei genug zu thun haben, will er die Natur künstlerisch, klar und zugleich natürlich behandeln.

Wir Alten beschwören Euch, Ihr jungen gelehrten Herren: Keine nackenden Füße!

Erinnerungen an Riga.

I.
Eine komische Mutter.

Mein Theaterpersonal in Riga war so ziemlich vollzählig; nur eine komische Mutter ersten Ranges fehlte noch. Diese sollte mir aus Kopenhagen herüberschwimmen und nicht ohne Besorgnisse gedachte ich ihrer unsichern Seereise auf irgend einem Segelschiffe bei heftigen Stürmen. Uns fröstelte schon tüchtig im Herbste, wir bangten dem ersten nordischen Winter entgegen. Ich hatte nach und nach die Hoffnung, Madame Göcking noch in diesem Jahre zu begrüßen, fast aufgegeben . . . da fiel sie unverhofft, unangemeldet, eines trüben Morgens bei mir ein. Ich empfing sie mit jener herzlichen Freude, von der eben nur ein Theaterunternehmer in solcher Lage sich einen klaren Begriff machen kann. Mit ihr traten mir ja wenigstens fünf bis sechs bewährte und begehrte alte Schau- oder Lustspiele in's Directionszimmer, deren Darstellung ohne sie unmöglich geblieben wäre.

Die Göcking war mir (dem Rufe nach) als eine in

ihrem Fache tüchtige Schauspielerin bekannt gewesen und ich hatte sie als Mitglied meiner Bühne hauptsächlich auf dringende Empfehlungen ihres Schwagers engagieren wollen; eines heruntergekommenen berliner Börsenmannes, der in seiner Glanzperiode mir verschiedene namhafte Gefälligkeiten erwiesen. Jene ersten Unterhandlungen hatten sich zerschlagen, weil die Göcking bereits für Kopenhagen verpflichtet war. Nachdem aber dort die deutsche Theater-Entreprise gleich von Beginn keine Lebensfähigkeit gezeigt, wurde sie wieder frei, trug sich mir an und ich schloß gern mit ihr ab.

Nun war sie also da, flößte mir jedoch gleich bei der ersten Anrede Besorgniß ein, durch ihre ganz außerordentliche, fast beängstigende Lebendigkeit, die ich dann, bei näherer Erwägung, und da sie übrigens verständig sprach, geneigt ward auf Rechnung einer stürmischen, kaum überstandenen Seefahrt zu setzen. Was sie über die Theaterverhältnisse in Dänemark, über ihre künstlerische Befähigung, über ihre Antrittsrollen in Riga zu sagen hatte, brachte sie deutlich, anspruchslos und besonnen vor. Dazwischen that sie befremdliche Aeußerungen, die ich zuerst für Scherz nehmen wollte, die aber ihrerseits, wie ich bald entdeckte, verzweifelt ernsthaft gemeint waren.

„Ich habe mir,“ so sprach sie im heftigsten Redeflusse mit seltsamen Geberden, „ich habe mir jetzt eben beim

Vorübergehen am Theaterbüreau, von Ihrem Kassierer Vorschuß auszahlen lassen, um den Kutscher zu befriedigen, der mich von Dünamünde hierher gebracht. Da ist mir das Benehmen dieses Herrn Salzmann (so hieß der Kassierer) höchst auffällig gewesen. Denken Sie, er befragte mich nach dem Schauspielunternehmer Anhold! —"

„Und weshalb hätt' er das nicht thun sollen? Was ist Ihnen dabei auffällig?"

„Wissen Sie denn nicht, daß ich früher einmal in Geldverlegenheiten an jenen Anhold einen Brillantring versetzt habe, den ich von meiner seligen Mutter geerbt?"

„Nein, allerdings, das war mir unbekannt und scheint mir auch gleichgiltig. Was hat Herr Salzmann mit diesem Ringe zu schaffen?"

„Ich hab' ihn damals bald wieder eingelöst, hab' ihn bis heute getragen, hab' ihn heute früh in Dünamünde, wo wir übernachteten, als ich mich ankleidete, beim Waschen abgelegt, hab' ihn vergessen und hab' ihn, als ich vom Wagen wieder abstieg, um ihn zu holen, nicht mehr auf dem Waschtische vorgefunden. Dahinter kann nur Ihr Kassierer stecken, denn warum hätt' er sonst gerade nach diesem Ringe gefragt?"

Mir wurde bange. Ich befand mich mit ihr allein in meinem ganz abgelegenen Geschäftszimmer, einer Art von Saal, welcher zugleich die Bibliothek enthielt. Der

Theaterdiener war weggeschickt, Rollen zu vertheilen; Niemand sonst in der Nähe. Der Gedanke, mit einer augenscheinlich Irrsinnigen einsame Zwiesprache zu pflegen, hatte mir etwas Peinliches und Grauenhaftes. Ich versuchte ihren Ideen eine andere Richtung zu geben. Sie kam stets auf den verlorenen Ring zurück, von dem sie die seltsamsten Geschichten erzählte. Endlich flüsterte sie mir geheimnißvoll in's Ohr: „Auf dem Schiffe, in der Cajüte neben mir befand sich eine Bande von Schmugglern, mit denen der Capitain gemeinschaftliche Sache machte. Die Wände sind dünn; ich konnte hören, was sie im Sinne führen. Sie beschlossen mich umzubringen. Jetzt verfolgen sie mich auf Schritt und Tritt. Sie lauern auf mich unten im Hausflur. Ich weiß es gewiß, denn meine Mutter ist mir erschienen, hat mich vor ihnen gewarnt. Nur ihr Ring, sprach sie, könne mich retten und den hab' ich verloren. Was soll aus mir werden?"

Jetzt stieg sie auf einen Stuhl, kletterte vom Stuhle auf den großen Schreibtisch und von diesem herab rief sie:

„Hier auf der Spitze des Mastbaums schwebte meine selige Mutter; von hier Oben herab hörte ich ihre Klage!"

„Ja, um Gotteswillen," schrie ich, außer mir vor Schreck und Angst, „Madame Göcking, Sie sind ja völlig verrückt!"

Kaum war dies unbedachte Wort heraus, als sie mit

wildem Gekreische: „Verrückt! verrückt!" ihre Kopfbedeckung herabriß, diese in der Luft schwenkte und wie rasend auf dem Tische herumtanzte.

Meine Situation war durchaus nicht beneidenswerth. Es blieb mir nichts übrig, als die kranke Frau sich austoben zu lassen.

Der Anfall dauerte glücklicherweise nicht lange. So wie sie sich nur einigermaßen beruhigt und ich ihr vom „Mastbaume herab" auf den festen Boden geholfen hatte, bemühte ich mich, in ihre Phantasieen einzugehen. Ich stellte ihr vor, daß ich gründlich überzeugt sei von der Wichtigkeit, welche der Ring für sie habe und fügte hinzu: wenn sie mit Gewißheit sich erinnern könne, ihn auf den Waschtisch gelegt zu haben, dann dürften wir nicht an seiner Wiedererlangung verzweifeln, dürften aber auch keinen Augenblick versäumen, hätten vielmehr die nöthigen Anstalten gleich zu treffen. „Die Gasthäuser dort am Strande, zumeist von Matrosen und Hafenarbeitern besucht, stehen, — so sagte ich ihr eindringlich — im Rufe, Weibsbilder schlechtester Gattung zu beherbergen. Wahrscheinlich hat ein solches auch Sie bedient und das Vermächtniß Ihrer seligen Mutter entwendet. Folglich ist keine Zeit zu verlieren und muß russische Justiz, die in Ausnahmefällen mitunter ihr Gutes hat, aufgeboten werden. Können Sie sich entschließen, jetzt gleich die Rückfahrt anzutreten — (viel=

leicht ist Ihr Fuhrmann hier noch aufzutreiben?) — dann will ich rasch ein Schreiben an den Commandanten der Festung Dünamünde, mit dem ich persönlich bekannt bin, abfassen. Sie bringen's ihm, er wird ohne Aufschub strenge Haussuchung anordnen und diese wird um so leichter zum Ziele führen, weil die Diebin, sich jetzt schon sicher wähnend, unvorbereitet darauf sein wird."

Das leuchtete der Armen ein. Sie ward wie durch ein Wunder klaren Geistes. Der Theaterdiener, der unterdessen seine Gänge abgethan, schaffte glücklich den Kutscher herbei. Ich schrieb an den Obrist von Manderstjern, einen braven liebenswürdigen Soldaten, dem zwar der linke Arm, aber nicht das Herz fehlte, welches unter dem Stummel schlug. Ich schilderte ihm den Zustand der Ueberbringerin, die ich seinem Schutze ... und seiner menschenfreundlichen Geduld innig empfahl ... und fort ging's.

Als sie weg war, machten wir, der Theaterdiener, der mittlerweile zu Hülfe geeilte Kassierer und ich nicht weniger uns Vorwürfe, daß wir die Frau sich selbst überlassen, daß wir sie ohne Begleitung fortgeschickt hatten. Geschehen war's einmal, nicht mehr zu ändern ... ich kann sagen, ich habe selten so trübe Stunden verlebt, als an jenem trübseligen Nebeltage. Ich zählte die Minuten bis zu ihrer Wiederkehr, die doch im besten Falle nicht vor spätem Abende erfolgen konnte. Und

als mir endlich gegen zehn Uhr ihre Ankunft gemeldet wurde, fühlt' ich mich einer schweren Last ledig. Die Fahrt hin und her war glücklich abgelaufen. Obrist Manderstjern, des mephistophelischen Ausspruchs gedenkend: „Das ist die Art mit H . . . exen umzugehen," hatte den Flor weiblicher Blumen in bewußter verdächtiger Wirthschaft etwas unsanft ermahnen lassen, sich der Wahrheit zu enthüllen; und nachdem die unterschiedlichen Gedächtnißkräfte scharf geweckt worden, waren Erinnerungen aufgestiegen, wo der verlorene Ring vielleicht verborgen sein könne. Madame Göcking trug ihn bereits wieder an ihrer Hand und schien durch den Besitz des Talisman vollkommen befriedigt. Wir brachten sie im Hôtel zur Stadt London unter, empfahlen sie dem Seemann'schen Ehepaar zu besonderer Obhut, und hofften, die Geistesverwirrung sei nur eine vorübergehende gewesen. Anderer Ansicht zeigte sich unser damaliger Theaterarzt Dr. Hartmann. Dieser hielt den Zustand meines neuen Mitgliedes für nicht unbedenklich. Es habe, belehrte er mich, eine furchtbar=gewaltsame Affection des ganzen Nervensystems stattgefunden, als wahrscheinliche Nachwirkung heftiger, doch nicht zu erleichterndem Ausbruch gediehener Seekrankheit. Von Beschäftigung auf der Bühne müsse für's Erste Abstand genommen und die Leidende sorgfältig beobachtender ärztlicher Behandlung unterworfen werden.

Dagegen ließ sich nichts einwenden. Glücklicherweise traten fernere Verstandesstörungen nicht mehr heftig auf. Eine Wärterin, zugleich Gesellschafterin, genügte hinreichend zu Aufsicht und Pflege. Auch erwiesen sich die angeordneten Beruhigungsmittel gleich in den ersten Tagen wohlthätig. Nach Ablauf zweier Wochen erklärte Dr. Hartmann meine komische Mutter für so weit hergestellt, daß ich ihre erste Antrittsrolle auf's Repertoir bringen durfte. Vorher besuchte ich sie, allerdings mit einiger Befürchtung, unser Wiedersehen könne sie neuerdings aufregen. Zu meiner Freude fand ich sie unbefangen, heiter, voll von Lobeserhebungen für den Arzt und nach ihrem eigenen Ausdrucke „ungeduldig, so bald wie möglich in's Geschirr zu gehen.“ Auch nicht die leiseste Spur von Geisteszerrüttung ließ sich mehr entdecken. Wir schwatzten und klatschten, wie es Theatervolk nicht lassen kann, vertraulich mit- und durcheinander. Und da sie in bester Laune lustige Geschichten aus Kopenhagen erzählte, ritt mich der Teufel in recht behaglicher Stimmung zu sagen:

„Gott sei Dank, Göckingchen, daß Sie wieder in Ordnung sind; Sie haben mir neulich einen höllenmäßigen Schreck eingejagt, mit Ihren tollen Einbildungen.“

„Wie so?“ entgegnete sie, noch ganz harmlos.

„Nun mit den Schmugglern auf dem Schiffe, mit

den doppelten Kajütenwänden, und daß jene Menschen Sie hätten umbringen wol . . ."

Hier erstarb mir das Wort auf der Zunge. Denn schon hatten ihre Augen wieder den stieren, irrsinnigen Blick; sie legte den Finger an die Lippen, beschwor mich leise zu reden, deutete nach der Seitenthür und krächzte mit plötzlich heiser werdender Stimme: „Vorsichtig! Meine Verfolger wohnen neben mir. Sobald sie Argwohn fassen, daß ich ihre Geheimnisse verrathen habe, muß ich sterben."

Da hatt' ich was Hübsches angerichtet! Ich hätte mich ohrfeigen mögen. Es ließ sich in dieser abermaligen Klemme nichts thun, als einen möglichst geordneten Rückzug anzutreten und spornstreichs zum Arzte zu laufen, dem ich tief beschämt das Bekenntniß meiner Albernheit ablegte. Dr. Hartmann schalt mich gehörig aus, untersagte streng künftige Directions-Kranken-Visiten und begab sich auf den Schauplatz meiner Unthat. Es bedurfte wieder einiger Tage, bis die von ihm angewendeten Medicamente das durch meine Unbesonnenheit gestörte Gleichgewicht eines nun einmal in Verwirrung gerathenen Organismus wieder in so weit geordnet hatten, daß definitive Bewilligung zum ersten Auftreten gegeben wurde, wobei jedoch der Arzt den Vorbehalt machte, daß von Seiten der Collegen künftighin jegliche Erinnerung an Vergangenes unterbleiben müsse. Auch

verbürgte er sich keineswegs für radicale Heilung; wir sollten uns auf unerwartete Rückfälle gefaßt halten!

Unter so traurigen Auspicien gingen wir zur Probe des damals beliebten und häufig gegebenen Nachspiels: „Das war ich," welches der wiener Arzt Dr. Huth einer Lafontaine'schen, etwas schlüpfrigen Erzählung, mit großem Geschick und bewundernswerther Decenz dereinst nachgebildet, und welches ein halbes Jahrhundert hindurch Theaterfreunde ergötzt hat. Unsere Debütantin fand sich pünktlich ein, schien aber verschüchtert und betrachtete die Anwesenden mit unverkennbarem Mißtrauen. Diese benahmen sich, durch mich vorbereitet, sehr freundschaftlich und kamen ihr herzlich entgegen. Die Probe ging vortrefflich. Madame Göcking spielte ihre „böse Nachbarin" meisterhaft und mit jener Mäßigung, welche von künstlerisch-feinem Geschmacke zeugend, die richtige Grenze niemals überschreitet. Wir sparten anerkennende Lobeserhebungen nicht, bei denen sie sich gleichwohl fast gleichgiltig verhielt. Auch wußte sie sich nach dem letzten Auftritt unbemerkt fortzustehlen. Wir standen noch, die vier im Stücke Beschäftigten und ich, um den Souffleur und tauschten, von ihrer Abwesenheit fest überzeugt, unsere Ansichten, ihren Seelenzustand betreffend, gegen einander aus . . . als sie unversehens gleich einer Bombe zwischen uns fuhr, daß wir förmlich auseinander stoben. Sie vermißte einen der ihr gehö-

rigen, für diese Rolle eigens bestimmten Pantoffel und rannte jetzt wirklich wie toll und thöricht zwischen den mannichfachen Versetzstücken und Requisiten umher, ihn zu suchen. Als sie ihn endlich gefunden, wünschte sie ganz vernünftig: gute Nacht! (wir benutzten die zwei Abende der Woche, an welchen öfters nicht gespielt wurde, zu Proben), dann verschwand sie sogleich wieder im Dunkel des Hintergrundes.

Natürlich schüttelten wir unsere sechs Köpfe und besprachen, welches Einschubstückchen, für den schlimmsten Fall, morgen ohne besondere Probe gewählt werden könnte? — Dieser jedoch trat nicht ein. Meine komische Mutter bewährte sich glorreich, wurde mit Beifallsbezeugungen überschüttet und gehörte von nun an unter die Lieblinge des Riga'schen (sprich: Riji'schen) Theaterpublikums. Sie ward auch ein Liebling der Direction. Fleißig, gewissenhaft, gefällig, unermüdet erfüllte sie ihre Pflichten, lernte jede Rolle fest, wies auch die kleinste nie zurück, vertrug sich mit allen Menschen, ging anspruchslos, still zufrieden ihren stillen Weg. Sie hatte keinen Feind, veranlaßte nie den geringsten Verdruß. Ob sie von ihrem Wahnsinn geheilt war? Ob sie die krankhaften Einbildungen, mit denen sie sich lebend getragen, nicht bis zum Tode heimlich gehegt und mit in's Grab genommen? Das zu entscheiden traue ich mich nicht.

Daß sie aber bis zum Tode geachtet und geehrt blieb; daß mein Nachfolger ihrem Sarge das Zeugniß in's Grab nachrufen durfte: „Sie war eine redliche Frau, eine tüchtige Künstlerin, ein unersetzliches Mitglied dieses Vereins!" . . . das ist mit den Thränen der Versammelten besiegelt worden, obgleich sie eine „halb Verrückte" gewesen.

Leider läßt sich solch' ein Attest nicht vielen sogenannten Verständigen unter den Schauspielern, die im vollen Besitze ihrer Geisteskräfte sind oder zu sein behaupten, von Directionswegen ausstellen.

Sei ihr die Erde leicht! Und möge die selige Mutter ihr Kind auch ohne den bewußten Ring liebevoll empfangen haben im Reich der ewigen Liebe!

II.

Eine Sängerin und ein Censor.

Ein großer schlesischer Gutsbesitzer aus altvornehmem Grafengeschlechte stand vor etwa fünfzig Jahren mit seinem Bruder und fünf oder sechs Schwestern in langwierigen Prozeßstreitigkeiten, die nach allen Seiten hin viel Verdruß und Scandal erregten. In der ihm eigenen, nicht immer zarten Ausdrucksweise, pflegte er zu versichern: „Wenn der Teufel meinen Bruder holen wollte, gäb' ich all' meine Schwestern drum!"

Wider Willen muß ich jenes oft vernommenen Wunsches mich erinnern, indem ich versuchen will, einen possierlichen Vorfall aus meiner Theaterzeit zu schildern. Bei mir handelt sich's weder um einen Bruder, noch um ein halbes Dutzend Schwestern, sondern lediglich um einen Censor auf der einen und zwei Schauspielerinnen auf der andern Seite, welche letztere zwar unter sich Geschwister, aber glücklicherweise nicht die meinigen waren.

Ich hatte mit großer Angst und Mühe mein Bühnen-,

Chor- und Orchester-Personal für Riga in wenig Monaten zusammen geworben, um im Herbst 1837 das seit längerer Zeit leer gestandene Theater, gerechten Anforderungen entsprechend, wieder eröffnen zu können. Zwei Hauptpersonen ließen mich im Stich: die erste Sängerin und die erste tragische Liebhaberin. Letztere war wenigstens ehrlich genug, Vorschuß und Reisegeld zurückzuschicken; Erstere betrog mich um Beides. Das wäre zu verschmerzen gewesen, aber die Lücke war es nicht, welche durch ihr Ausbleiben in der Oper entstand und die ich mühselig flicken mußte durch Beihülfe zweiter Sängerinnen, so lange bis mich im Winter hinreichende Kräfte aus der Noth brachten. Unter den „Aushelferinnen" befand sich eine wirkliche Schönheit, noch in frischer Blüthe, mit wohlklingender starker Stimme begabt, aber ohne höhere Ausbildung, ohne eigentliches Talent. Sie wurde eben geduldet, mehr ihrer äußeren als inneren Eigenschaften halber, doch genügte sie den gerechten Ansprüchen des kunstsinnigen Publikums durchaus nicht. Sie hatte eine jüngere, womöglich noch hübschere Schwester; ein gutmüthiges, etwas borniertes, sehr zuvorkommendes Mädchen, die im Lustspiel so mitlief und nicht gerade unbeliebt war; die aber auch wenig Darstellungsgabe zeigte.

Damals bestand noch keine Eisenbahn, nicht einmal geregelte Verbindung mit Deutschland durch Schiffe;

denn die petersburger Dampfer legten in Riga nicht an und die preußische Post reichte nur bis Tauroggen hinter Tilsit. Das war nicht wie heutzutage, wo Wechsel und Auffrischung seines Personals dem Unternehmer leicht wird. Kein Mitglied wagte sich so weit ohne sichernden Contract und wen ich einmal hatte, den mußt' ich mindestens ein Jahr lang behalten, mochte er gut oder schlecht sein. Jede Neuerung kostete viel Geld, noch mehr Zeit und konnte leicht aus dem Regen in die Traufe führen. Wer darf sich auf Empfehlungen von Unterhändlern verlassen? Deshalb versuchte ich mich denn auch anfänglich mit beiden Schwestern (wir wollen sie Agathe und Helene nennen), durchzuschlagen. Nun begab es sich, daß die Theaterunternehmung in Reval, einer ersten Sängerin gleichfalls bedürftig, mir den Antrag stellte, Fräulein Agathe als solche den Bewohnern von Esthlands Hauptstadt vorführen zu dürfen. Dieser Antrag gelangte an mich, nicht nur nachdem ich so glücklich gewesen war, eine wahrhaftige erste Sängerin und zwar eine vortreffliche zu erobern, sondern nachdem auch besagte Agathe so unglücklich gewesen war, durch leichtsinnige Streiche ihren ohnehin schon sehr zweifelhaften Ruf gründlich zu vernichten. Ihr lag Alles daran, so rasch wie möglich aus Riga fortzukommen; mir lag wenig daran, sie in Riga zu halten und für ihre geringen Leistungen theuer zu bezahlen. Sie hatte nur in einer

Rolle entschiedenen Beifall gefunden und das war die Emmeline in der alten ehrlichen „Schweizerfamilie," die ihrem Wesen zusagte und ihr in der Stimme lag. Auf diese noch immer wirksame Weigel'sche Oper hatte ich für Mitau, wo die Riga'sche Truppe während der Johanniszeit Vorstellungen zu geben pflegte, für welche ich bereits die dortige Bühne mit großem Kostenaufwand neu ausstatten lassen, auch gerechnet. Diese Rücksicht verzögerte meine Einwilligung. Und außerdem wollte Agathe nicht allein gen Reval ziehen; sie bat, ihre Schwester als Begleiterin mitnehmen zu dürfen. Und Helenen wollte ich in Mitau doch nicht gern entbehren, schon der hübschen Staffage wegen nicht. Wahrscheinlich würde letzteres Bedenken den Ausschlag gegeben und ich keinen Urlaub ertheilt haben, hätte sich nicht zufällig der Civilgouverneur von Esthland, Herr von Benkendorf, zum Besuche bei seiner Schwester, Frau von Baranoff, in Riga eingestellt. Mit diesem feingeselligen Manne kam ich im Hause seines Schwagers, des Staatsrathes Baranoff, zusammen und er machte des Reval'schen Theaterprincipals Angelegenheit gleichsam zu der seinigen. Meine Gegeneinwendungen fertigte der Gouverneur mit dem Versprechen ab, er gelobe mir auf sein Ehrenwort, die Schweizerfamilie solle nicht gestört werden; beide Schwestern sollten zur Johanniszeit pünktlich in Mitau eintreffen und „müßte Er sie mit Gensd'armen

dahin escortieren lassen!" Darauf Wort und Hand! Frau Baranoff schlug durch ... ich gab die Urlaubsbewilligung, bis zum ersten Spieltage in Mitau, Agathe und Helene sausten ab ... und meine Choristinnen jauchzten auf, in der Voraussicht, es werde Dieser und Jener dieses und jenes Röllchen der jüngern Urlauberin zufallen.

Etliche Monate scheinen uns eine lange Frist, wenn wir sie vor uns haben: „fast ein halbes Jahr!" rufen wir. Leben wir uns erst hinein, dann verfliegen sie erstaunlich schnell und eh' wir's denken sind sie vorüber. Koffer, Kisten, Kasten für Mitau standen gepackt ... aus Reval noch kein Lebenszeichen, keine Meldung bevorstehender Ankunft. Ich schrieb einen dringenden Mahnbrief an des Gouverneurs Excellenz, berief mich auf sein Ehrenwort, Schwager und Schwester contrasignierten als lebendige Zeugen. Dann ging's fort. Die ersten Tage in Mitau verflossen im Strome des Entzückens. Grünumlaubte Villen, in denen wir hausten, freudigster Empfang Seitens der Stadt, herzliches Begegnen des in Fülle versammelten kurländischen Adels, volle Häuser, glänzende Einnahmen, rauschender Beifall, Wohlwollen von allen Seiten, und eine Humanität der Behörde, vom Gouverneur und Vicegouverneur über sämmtliche Abstufungen hinunter bis zum geringsten Unterbeamten, was denn innerhalb russischer Reichsgrenzen zweifach

beglückt. Sowohl der Gouverneur, Herr von Brevern, der Vicegouverneur, Herr von Meitel, der kaiserliche Procurator, Herr Klein, der Gouvernements-Postmeister, Herr von Joung (Jung-Stillings eheleiblicher Sohn!) wetteiferten förmlich, mir gefällig zu sein. Vor Allen aber war's der Polizeimeister Obrist von Friede[1]), der sich vom ersten Augenblick an als wahrer, uneigennütziger Freund bewährte. Doch auch er sah sich außer Stande, mir in einer eben so unangenehmen als drückenden Sache thätigen Beistand zu leisten. Und diese Sache war folgende: Es hatte vordem, für Mitau sowohl wie für Riga, eine lokale Theatercensur bestanden. Für letztere Stadt war dieselbe längst beseitigt, aus dem einfachen Grunde, weil jedes neu aufzuführende Stück an den Petersburger Censor, Hofrath von Oldecopp, einen ganz verständigen und traitablen Herrn, eingesendet und durch diesen zugelassen oder abgewiesen wurde.

Für Mitau bestand sie noch; denn dort gab es kein stabiles Theaterunternehmen und das Generalgouvernement sämmtlicher Ostsee-Provinzen hatte nicht erst nöthig gehalten, sich darum zu bekümmern. Nun lag dieses Mitau'sche Censoramt in den Händen eines Rathes von B., der bis dahin immer eine Loge mit zehn bis zwölf Plätzen, über welche er nach Wohlgefallen zu

[1]) Siehe: Vierzig Jahre, II. und III. Auflage, 5. Band pag. 287 und 6. Band pag. 370.

eigenem Vortheile verfügte, für „seine Bemühungen um die Kunst" in Anspruch genommen und unter meinen Vorgängern inne gehabt. Ich reducierte diese, mir allzu umfassende Forderung auf zwei Plätze. Mehr standen ihm gesetzlich nicht zu und offen konnte er nichts gegen mich unternehmen. Doch im Geheimen konnte er sich rächen, indem er die ihm vorgelegten Bücher ungebührlich lange zurück hielt und durch Zögerung den Gang des Repertoirs hemmte. Solche edle Rache zu üben, zeigte er auch bereits den besten Willen. Vergebens machte ich, vom Polizeimeister eifrig unterstützt, beim Gouverneur geltend, daß diese antiquierte Lokal-Censur zum baaren Unsinn geworden sei, seitdem Rath B. ja doch nichts untersagen oder bewilligen dürfe, was von Petersburg aus einmal bewilligt oder untersagt war; und weil ich ohnehin nichts darzustellen beabsichtigte, als was in Riga schon aufgeführt worden. — Herr von Brevern gab uns vollkommen Recht, erklärte sich jedoch unmächtig zur Abhülfe. Der hiesige Censor, sagte er, ist nicht durch mich, sondern durch den Herrn Generalgouverneur der Ostsee-Provinzen in seine Function eingesetzt und nur dieser könnte befehlen, daß die Controle aufhöre.

„Gehen Sie gleich vor die rechte Schmiede," sprach der Polizeimeister; „fahren Sie nach Riga, nehmen Sie Audienz bei Baron Pahlen und räumen Sie das Feld nicht, ohne uns den Sieg mitzubringen!"

Mir war nicht ganz wohl dabei. Dennoch entschloß ich mich rasch, bestellte Postpferde, Freund Young ließ mir tüchtige Renner aussuchen und binnen Sechsviertelstunden hatt' ich, auf grausamlich stoßender Telegge, einundzwanzig Werste, will sagen drei Meilen, die Hälfte des Weges von Mitau nach Riga, hinter mir. Frische Pferde in Oley, weiter! — Mitten auf der ausgetrockneten Straße erblickte ich, selbst in eine dicke Staubwolke gehüllt, eine andere, nicht minder dicke, sich erheben, die mir eben so rasch entgegen wirbelte als ich ihr. Beider Wolken Inhalt vermischte sich bald zu einem fast undurchdringlichen Chaos aufgelockerter Bestandtheile unseres Planeten, und ein donnerndes: „Halt, Herr Goltei! wohin?" — hielt den Kutscher fest. Obrist von Baer, erster Adjutant unseres Allgewaltigen, wurde sichtbar. Noch einmal: „Herr, wohin fahren Sie?" — „Nach Riga, Herr Obrist, zum Generalgouverneur!" — „Mais pour l'amour de Dieu, was heißt das? Von dem bin ich eben abgeschickt, an Sie!" — „An mich??" — „In einer höchst scabrösen Affaire!"

Ich sprang von meinem Gefährt, der Obrist von dem seinigen und er begann:

„Der Generalgouverneur war kürzlich auf ein paar Tage in Reval, um seine alte Mutter zu besuchen. Da haben sich bei dieser würdigen Dame, und durch sie seiner Huld empfohlen, die beiden Actricen, jene Schwestern,

denen Sie Urlaub dorthin gaben, eingefunden. Die ältere, die Sängerin, hat sich ihm zu Füßen gestürzt, hat gejammert, hat geklagt, daß der Gouverneur von Esthland sie mit Gewalt bis Mitau wolle schleppen lassen; daß sie, nach den Unannehmlichkeiten, welche sie sich in Riga zugezogen, nicht mehr in's Engagement zurückkehren könne, daß sie bereit sei lieber sich umzubringen, und daß sie, wenn man sie auf's Aeußerste triebe, sich umbringen müsse. Von ihren Thränen und den Bitten seiner edlen Mutter gerührt, hat der gutmüthige Herr sie getröstet, ja, hat sich verleiten lassen ihr sein Versprechen zu geben, er wolle die Sache amicalement ausgleichen. Wie er dann mit dem Gouverneur darüber geredet, hat Herr von Benkendorf erklärt: Sie hätten sein Ehrenwort, daß er Ihnen die Mitglieder Ihrer Truppe zu rechter Zeit zurückliefern werde, hat zugleich darauf hingewiesen, Beide wären Ihnen für Ihr Mitauer Geschäft unentbehrlich. Das hat unsern Herrn bedenklich gemacht. Deshalb schickte er mich, unmittelbar nach seiner Rückkehr, an Sie ab, auf Sie einzuwirken. Ich sah voraus, wie schwierig das für beide Theile sein würde, bin folglich sehr froh, Sie schon unterwegs zu finden. Eilen Sie und unterhandeln Sie von Mund zu Mund. Bedenken Sie jedoch, daß der Generalgouverneur in einer für ihn doppelt peinlichen Verlegenheit sich befindet und daß es in Ihrer Macht liegt, zu Ihrem eigenen Vortheil für künftige

Fälle ihm sehr gefällig zu werden. Ich, da ich einmal so weit bin, will vollends bis Mitau fahren und mit den dortigen Freunden den Nachmittag verbringen. Uebrigens hab' ich Sie verfehlt (verstehen Sie?), wir haben uns nicht gesprochen, Sie wissen noch von nichts; Sie kommen zufällig nach Riga . . . und somit gute Verrichtung! Noch einmal: bestehen Sie nicht hartnäckig auf Ihrem Rechte! Adieu!"

Ich sah aus wie ein Mehlsack von recht abgenutztem, porösem Stoffe, der allen Staub durchläßt und an dem vier große Würste baumeln, als ich im Rigaischen Schlosse, der Residenz des Generalgouverneurs, von der Karre stieg und mich, wie ich ging und stand, in den Audienzsaal verfügte. Herr Hauptmann von Kotzebue, zweiter Adjutant, empfing mich mit lautem Jubel: „Gott sei Dank, daß Sie selbst kommen! Es ist große Noth um Sie! Ich melde Sie gleich."

Der stattliche, ehrenwerthe Oberstatthalter des Kaisers rief mir schon aus der Thür seines Arbeitszimmers zu: „Welche Entschädigung begehren Sie? Ich gehe auf Alles ein, mag es kosten was es wolle! Mein Wort muß ich den armen Mädchen halten . . . und meiner Mutter. Machen Sie Ihre Bedingungen. Ich weiß, Sie sind in Ihrem vollen Recht und ich habe mich übereilt. Ich bin von Seiner Majestät hierher gesetzt, um Verträge und Contracte aufrecht zu erhalten. Sie sollen nicht sagen dürfen, daß Ihnen von einem Generalgouverneur russi-

scher Provinzen Schaden zugefügt worden sei. Machen Sie mir Vorschläge, wie ich mich mit Ehren aus diesem schlimmen Handel wickeln kann, ohne Ihnen wehe zu thun."

„Excellenz, ich habe nur eine Forderung zu stellen. Wollen Sie diese gewähren, will ich mir ohne beide Flüchtlinge zu helfen versuchen."

„Heraus damit! Was verlangen Sie?"

„Daß Sie die Gnade haben, jetzt, sogleich, mit eigener Hand einen Befehl an den Herrn Gouverneur von Kurland aufzusetzen, des Inhalts: Für Mitau treten von heute ab die nämlichen Theater-Censur-Verhältnisse in's Leben, welche für Riga gelten; die ganz nutzlose zweite Revision hört auf, der dortige Polizeimeister überzeugt sich von der Identität der in Petersburg bewilligten Stücke, stellt sein Imprimatur unter Holtei's Affichen und Letzterer hat mit Rath B. weiter nichts mehr zu schaffen."

„Sehr gut! Aber dann? Was noch?"

„Dann, sobald Excellenz hier an diesem Tische sitzt, setze ich mich an jenen und schreibe Herrn von Benkendorf, daß ich die Schwestern Agathe und Helene hierdurch ihrer Verbindlichkeiten entlasse, Beider Contracte für gelöst betrachte und nicht den geringsten Anspruch mache, sie jemals wieder zu sehen."

„Mensch, ist das Ihr Ernst? Sie begehren nicht mehr?"

„Es würde sich schlecht ziemen, mit Ew. Excellenz mir Scherze zu erlauben. Nein, ich begehre weiter nichts und habe einen guten Handel gemacht."

„Sie sind ein honetter Mann und ich will's Ihnen gedenken[1]). Hier sehen Sie, ich schreibe!"

„Ich desgleichen!"

Wir waren zu gleicher Zeit fertig und tauschten unsere Schriftstücke eins gegen das andere aus. „Sie haben mir eine wahre Last vom Herzen genommen, ich danke Ihnen," sprach Baron Pahlen und schüttelte mir die Hand.

Ich kletterte auf meinen Knochenbrecher, wir flogen aus dem Schloßhofe, in Oley harrten meiner die ausgeruhten mitauer Rößlein, und deren Lenker, der sich unterdessen auf meine Rechnung einen beseligenden Rausch gekauft, bezeigte seine Dankbarkeit thatsächlich, indem er mich Punkt sechs Uhr vor dem Theatergebäude ablieferte. Auf den Stufen zum Eingange standen der Polizeimeister und viele Gönner, Freunde, Bekannte, unter denen ja auch Verwandte, die der Entscheidung begierig harrten. Schon von Weitem ließ ich das glücklich errungene Blatt gleich einer Fahne wehen. Es gab ein förmliches Freudenfest. War ja doch der ganze Aufenthalt in Kurlands Hauptstadt ein solches für mich und meine Truppe. Jene Zeit bildet einen Lichtpunkt in meinem oft verdunkelten Leben. Schade nur, daß dreißig Jahre zwischen ihr und der Gegenwart liegen. Und dazwischen, ach, wie viele Gräber!

[1]) Das hat der brave Mann auch redlich gethan und mich wahrhaft väterlich behandelt.

So war's nicht gemeint!

Aus dem alten Wien.

Da fällt mir ein Geschichtchen ein, welches eigentlich nicht in einen „Salon" gehört. Zwar, bei Lichte betrachtet, was könnte besser hinein passen, ihn schöner zieren, als eine huldspendende würdige Kaiserin? als deren Umgebung? . . . Aber dann wieder . . . es bleibt bedenklich. Denn verhüll' ich zu wenig, dann „schickt sich's nicht;" und verhüll' ich zu viel, dann erstick' ich den Spaß und 's wird kein Schwank. — Na, ich will versuchen, ob ich mit heiler Haut durchkomme! Schreiben darf ich jedenfalls. Dem Ermessen einer vorsichtigen Redaction bleibt's anheim gestellt, mein Geschriebenes abzuweisen, oder es drucken zu lassen. Im letzteren Falle wird sie mein Schild und Schirm. Im ersteren ist zwischen mir und dem Leser gar nichts vorgefallen. Vogue la galère!

Ich habe von je her, heute noch mehr denn je, Niemanden aufrichtiger bemitleidet, als jene armen Teufel, die nicht arm genug sind, um ehrlicher Weise mit gutem Gewissen unter die Bettler zu gehen. Die im Gegentheil, ob ihnen gleich irdisches Besitzthum entweder ver-

sagt oder entzogen ward, oder auch durch eigene Schuld abhanden kam, der Schöpfer doch mit einigen geistigen Fähigkeiten ausgestattet hat. Die folglich bei angestrengtem Aufgebote all' ihrer Kräfte, bei unermüdlichem Fleiße, dahin gelangten, sich eine gewisse Stellung in der Welt zu erringen, welche ihnen nun, sei sie niedrig genug, den Zwang auferlegt, in ihrem ganzen Sein und Wesen jenen sogenannten „Anstand" zu beobachten, der gewöhnlich mehr kostet als er einbringt, immer mehr als er werth ist, und ohne dessen sorgsame Aufrechthaltung sie sich den größten Schaden zufügen, ihre Existenz gefährden, sich gesellig vernichten würden.

Zu dieser Klasse von armen Teufeln zähl' ich mich selbst. Niemals hab' ich das mir auferlegte Joch drückender empfunden, als während meines letzten längeren Aufenthaltes in Wien (1840, 41, 42), wo ich, im quälenden Zwiespalt zwischen häuslichem, ungestörtem Fleiße, der mir höchst nothwendig war, und zwischen der anderen Nothwendigkeit, mancherlei Umgang zu pflegen und mich von diesem stören zu lassen, nicht umhin konnte, mich mit einem „Kammerdiener" zu bewaffnen, der hinreichende Intelligenz besaß, Diejenigen einzulassen, denen ich ihre großen und kleinen Entréen nicht entziehen durfte, sowie Diejenigen abzuweisen, welche nur für müßige Zeitdiebe galten, und mit denen ich weniger Umstände zu machen brauchte. Nicht allein, daß Besoldung,

Bekleidung, Ernährung selbigen valet's de chambre über meine auf 1200 fl. C. M. fixierte Theater-Dichter-Jahreseinnahme hinausgingen; daß ich ebenso gut mit einem ambulanten Stiefelputzer, resp. Laufburschen ausgekommen wäre, der mich jährlich kaum so viel gekostet haben würde, als der stabile Serviteur halbmonatlich, ... mir ward ein im Vorzimmer sitzender, unbeschäftigter Mensch zur förmlichen Qual. Was von meinen Büchern seinem Verständnisse etwa zugänglich gewesen, hatte er allzubald durchlesen. Für mich gab es wenig zu thun. Meine persönlichen Bedürfnisse sind stets gering gewesen; mich, was man sagt, bedienen zu lassen ist mir unmöglich. Nun saß er nur durch eine dünne Thür von mir getrennt; ich hörte ihn seufzen, gähnen, stöhnen vor Langerweile. Ich nannte ihn meinen Jammerdiener. Nicht selten ersann ich die kühnsten Combinationen, erfand lächerliche Aufträge, mit denen ich ihn, sonder Sinn und Zweck in äußerste Vorstädte jagte, nur um mir, von peinlicher Nachbarschaft befreit, ruhige Stunden zu verschaffen. Gewöhnlich bestraften sich dergleichen Phantasiehetzen durch heftig anläutende, recht beschwerliche Gäste, denen ich öffnen, die ich auf dem Halse behalten mußte, weil ich mich in meiner eigenen Gegenwart nicht mehr vor ihnen verleugnen konnte. Da hab' ich's denn für eine Himmelsgnade betrachtet, daß mit Eintritt des Herbstes mein ehrlicher Namens-

vetter Karl sein früher geübtes „Bastlertalent“ wieder hervorsuchte und eine Art von Werkstatt aufschlug für allerlei zierliche Galanteriearbeiten, die ihm gut gelangen, und zu welchen ich ihm Handwerkszeug und Materialien gern vergütete. Mochte die „Antichambre“ in Gottes Namen einer Papparbeitsanstalt ähnlich sehn, ... wenigstens hört' ich nicht mehr seine jämmerlichen Seufzer, wußte ihn beschäftigt und fand übrigens nichts an ihm zu tadeln. So zog ein Winter vorüber. Unser Waarenlager hatte mittlerweile beträchtlichen Umfang erreicht. Bisweilen, wenn die Komödieen, die ich contractmäßig einliefern sollte, in's Stocken geriethen, weil ich nichts Brauchbares zu Stande brachte, kam mir der Gedanke, mit meinem Diener ein Compagniegeschäft einzugehen, einen „Stand“ als Detailhändler zu erstreben und seiner kunstfertigen Finger Arbeiten vorübergehenden Käufern auf dem Graben oder Kohlmarkte darzubieten. Derlei bescheidene Pläne gegen drohenden Geldmangel hinderten jedoch nicht, daß ich im Casino bei Muntsch, oder in einem andern theuren Speisesaale mich einfand, dort mit vornehmen und reichen Leuten verkehrte, wie wenn ich zu ihnen gehörte, ungleich mehr ausgab, als ich vor mir selbst verantworten konnte und . . . mich dabei sträflich ennuyierte. Alles nur des lieben Anstands willen. Was sind wir Menschen doch für Narren!

Da begab sich's an einem regnerisch-trüben, kühlen Frühlingsmorgen, daß ich mitten im Dichten, Tichten, Trachten über dem Schauspiel „Das pariser Blumenmädchen" (eins jener vielen von mir geschriebenen Stücke, die nicht zur Darstellung gelangten und mir glücklicherweise, den Titel ausgenommen, total aus dem Gedächtnisse, wie aus der Mappe entschwunden sind!) jenseits der Stubenthür den Herrn Namensvetter stöhnen hörte, wie nur jemals vor Einrichtung der Werkstatt. Ich erhob mich, ihn zu schelten, verstummte jedoch bei seinem Anblick, denn er lag auf dem Schlafsopha gleich einem Sterbenden, klagte über Kopfschmerzen, die ihn fast wahnsinnig machten und weinte bitterlich: er müsse drauf gehn! Natürlich warf ich mich in die Kleider und lief, den mir befreundeten Arzt herbei zu holen. Der machte das längste Gesicht, was er in Vorrath haben mochte und vertraute mir die heitere Kunde: hier sei ein rechtschaffenes typhöses Fieber im Anmarsch. Zu seinen Eltern konnte der Kranke nicht gebracht werden; das waren unbemittelte Menschen, mit Kindern gesegnet, die eng und dürftig wohnten, kaum das bischen Leben gewannen. Der Arzt sprach von „Spital?" Bei Nennung dieses Schreckenswortes hob Karl die tausendkünstlerischen Hände empor und sah mich mit flehenden Blicken an. — „Hier kann ich Dich nicht behalten, zu Deinem eigenen Besten nicht; wie wär's mit den „Grauen Schwestern?"

„Ja, ja, zu den Grauen Schwestern,“ bat er.

„Wenn Sie ihn dort unterbringen könnten,“ sagte der Arzt, „das wär' freilich sehr gut, aber ich höre, dort soll's überfüllt sein! —“

„Wollen's versuchen,“ rief ich. Mir fiel ein, daß ich für diese jüngst geschaffene Anstalt eine öffentliche Vorlesung gehalten und auch außerdem Gelegenheit gefunden hatte, dem „Agenten“ derselben, Herrn Dr. Wache, gefällig zu sein. Also: Geraden Weges zum Dr. Wache!

Es traf sich so günstig, daß ein Diener ohne Dienst, den ich schon mehrfach bei dem meinigen gefunden, ein wie er ihn bezeichnete: „seiniger Freund,“ in dieser passenden Stunde vorsprach, sich nach des Freundes Befinden zu erkundigen, „denn der arme Hascher hat schon gestern im Beisel geklagt, daß ihm völlig nicht gut sei!“ Den hieß ich willkommen, installierte ihn beim Patienten und vorwärts auf die Agenten-Jagd!

O weh! — Dr. Wache, zu Lebzeiten des Kaisers Franz als Leibchirurg an Letzteren attachiert, zugleich mit dem Titel eines Kammerdieners bekleidet, war seitdem als wirklicher Kammerdiener auf die verwittwete Kaiserin Mutter gleich einem Erbstück übergegangen, stand förmlich in Ihrer Majestät Diensten, versah die Functionen eines Wohlthatenspenders und demgemäß auch die Obhut des von seiner allerhöchsten Herrin vorzugsweise gehegten und gepflegten, heilbringenden

Institutes der Grauen Schwestern. Das wäre an und für sich vortrefflich gewesen, darauf hatt' ich ja eben gerechnet; doch nicht darauf, daß die Kaiserin bereits in Schönbrunn Sommerquartiere aufgeschlagen, daß Wache ihr dorthin folgen müssen.

Da blieb nichts übrig, als einen Fiaker zu nehmen und nach Schönbrunn ihm nachzufliegen!

„Zu fliegen?" Ich finde keinen andern Ausdruck. Der wiener Fiaker (vor Achtundvierzig, den der Neuzeit kenn' ich nicht genug) ist ein ens sui generis gewesen, ein Mittelding von Zauberei und Wirklichkeit, fand nirgend seines Gleichen. Ihn mit den Fiakern, Lohnwagen, Droschken, Cabriolets ꝛc. anderer Länder, anderer Städte nur annähernd vergleichen zu wollen, wäre Blasphemie. Die Eleganz und Bequemlichkeit der Kutsche ward höchstens überboten von des Kutschers Geschicklichkeit. Sonst von nichts auf Erden. Oft mit elenden Rossen, vielleicht gestern erst um eine Handvoll Silber angekauft, sausten jene Hexenmeister durch engste Gassen, durch's dickste Gewühl ohne anzustreifen. Und dabei diese Umsicht, dieses Verständniß des leisesten Winkes, dieser gesunde Witz, der kecke, treffende Humor! Theuer waren sie, das läßt sich nicht leugnen. Zu prellen verstanden sie auch, besonders Fremde, welche das wiener Pflaster nicht kannten und sich den Anschein zuversichtlicher Klugheit gaben. Solche zogen immer

den Kürzeren. Sobald man aber mit ihnen nähere Bekanntschaft schloß, zutraulich erwiedernd auf ihre Scherze einging und nur erst Einigen eine nicht knickernde Kundschaft geworden war, zeigten sie sich ganz billig. Und recht zornig konnte man, trotz ihrer mitunter hervorbrechenden Grobheit, doch nicht werden, weil sie jedesmal einen „G'spaß“ mit einmengten. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, nach längerer Abwesenheit von Wien, gerade wieder eingetroffen, und meiner Sache nicht ganz gewiß, zwei Vorstädte mit einander verwechselnd, einen mir fremden Fiaker auf etliche Touren annahm, für die er drei Gulden begehrte, was mich, bei meinen topographischen Irrthümern, ein geringer Preis dünkte. Nach zurückgelegtem kurzen Wege bemerkte ich wohl, ich hatte mich täuschen lassen. Doch nun war's zu spät, der Handel abgeschlossen. Ich zählte ihm neun Zwanziger, (damals gab's noch wirkliche, wahrhaftige silberne Zwanziger!) auf seinen in gelben Taffet gehüllten Hut, mit dem Beifügen: „Na, jetzt kannst Du Deinen Kameraden erzählen, wie Du einen preußischen Esel angeschmiert hast!“ — „O ich bitt', Euer Gnaden,“ erwiederte er, das Geld einstreichend, „den Ausdruck „Esel“ werd' ich wohl nicht anwenden.“

Da soll Einer böse werden! Ich hätt' ihm am liebsten noch einen Zwanziger dazu geschenkt! Es ist mir aber dann auch geschehen, daß Fiaker, mit denen ich öfters

fuhr, wenn sie bei ungewöhnlich lange dauernden Abendgesellschaften weit über die abgemachte Stunde in späte Nacht hinein warten mußten, mir auf die Aeußerung: „Heute werd' ich doch etwas zulegen müssen?" treuherzig entgegneten: „Lassen wir's nur gut sein, dafür kommen Euer Gnaden ein andermal desto ehnder herab!"

Aber ich werde da von Fiakern aus der Bahn gelenkt, statt mich auf dem Pfade meiner Geschichte zu halten. Ueber die Schwatzhaftigkeit des Alters!

Genug, wir flogen nach Schönbrunn und ich wurde von einem artigen Manne aus der „Staberlwache" (so genannt in Volkes Munde, nicht etwa in Erinnerung an den weltbekannten komischen „Staberl," sondern nur im Hinblick auf die Stäbe, „Staberl," womit diese Herren ausgerüstet einherschritten), den ich nach Ihrer Kaiserlichen Majestät Kammerdiener befragte, in einen großen Saal gewiesen, dessen hohe Glasthüren unmittelbar zum Schloßgarten führen. In einer Ecke dieses Saales hatte Dr. Wache sein Schreibstübchen etablirt, wo er am Pulte tief in Rechnungen und dergleichen Papierkram stand. Er empfing mich sehr artig, hörte mich theilnehmend an, durfte mir jedoch keine Aussicht geben auf Erfüllung meiner Bitte, weil, wie er schwarz auf weiß darlegte, das Krankenhaus der Grauen Schwestern vollständig besetzt sei und die Oberin bereits ihr eigenes Bett einer zuletzt Aufgenommenen eingeräumt

habe. — Diese Auseinandersetzung des Kaiserlichen Kammerdieners machte mich höchst besorgt, was ich nun mit dem Holtei'schen Kammerdiener anfangen, und ob ich nicht gezwungen sein würde, den armen Burschen dennoch in das von ihm so gefürchtete allgemeine Hospital schaffen zu lassen? Wir wechselten, Dr. Wache und ich, zwecklose Reden und konnten, wie es in solchen Fällen immer geht, gar nicht recht auseinander kommen.... Da rissen zwei Lakaien plötzlich die mittleren Flügelthüren auf und über die steinernen Stufen herein trat Ihre Majestät, gefolgt von Hofdamen, in deren Begleitung sie, flüchtigen Sonnenschein benutzend, soeben ihren Morgenspaziergang unternommen hatte. Sie ging raschen, festen Schrittes an uns vorüber, erwiederte meine ehrfurchtsvolle Verbeugung mit einem Nicken des Hauptes, wobei sie mich fragend anblickte und verschwand durch eine Seitenthür nach ihren Gemächern. Kaum aber war diese hinter ihr geschlossen, als sie sich auch schon wieder öffnete, der Kopf Ihrer Majestät durch die Oeffnung guckte und ihr Mund ein vernehmliches „Wache!" hören ließ, was einen mit des Doctors Familiennamen Unbekannten auf die Vermuthung hätte bringen können, in den anstoßenden Zimmern drohe Lebensgefahr und es ertöne ein Hülferuf nach Wache, d. h. nach bewaffneter Macht. Wir wußten was es bedeute und Derjenige, dem es galt, eilte dem Befehle zu gehorchen.

Unterdessen war ich nun mutterseelenallein in dem großen Raume zurückgeblieben und spann Trübsal. Meine allzubereitwillige Einbildungskraft erschuf sich ein Bild des Kranken im wildesten Paroxismus hitzigen Fiebers. Konnte sich der Rasende nicht während meiner Abwesenheit der Aufsicht seines Collegen entzogen und aus dem dritten Stock in den Hofraum hinabgestürzt haben, so daß ich bei der Heimkehr einen zerschmetterten Leichnam vorfand? Mit so lieblichen Möglichkeiten bevölkerte die grau in grau malende Phantasie des oft phantasielosen Theaterdichters den großen schönbrunner Gartensaal. Zum Glück blieb ihr kein langer Spielraum, denn Wache kehrte bald zurück mit der Nachricht: „Ihre Majestät habe gefragt, ob das nicht der Holtei wäre, der da draußen stehe, und was er hier wolle? Als sie vernommen, um was es sich handle, hatte sie lebhaft ausgerufen: Das wär' noch schöner, wenn wir unsern Wohlthäter (sic!) abweisen wollten. Schreiben Sie gleich an die Oberin, der Diener muß aufgenommen werden. Ich werde schicken was fehlt. Uebrigens soll der Holtei warten, Ich will ihn sprechen."

„Keine Idee," wendete ich dagegen ein; „sehen Sie doch, lieber Doctor, wie ich ausschaue? In diesem Kittel kann ich nicht vor die Kaiserin treten."

„Danach wird nicht gefragt, mein Bester. Die Majestät hat befohlen, ich darf Sie nicht fortlassen. Sie

warten, bis man Sie ruft und ich schreibe unterweilen den Brief an die Oberin."

„Na, so muß es kommen, sagt Neumann," brummte ich, in berliner Nachklängen versunken, vor mich hin und musterte (an Spiegeln war kein Mangel) die Mangelhaftigkeit meiner Toilette. Wer hatte denn auch solches Zusammentreffen vorahnen können?

Mit der rechten Hand kniff ich den abgetragenen Filz, bei dieser Situation die richtige „Angströhre," in irgend erschwingbare Façon; die Linke preßt' ich auf mein Herz, nicht um dessen Schlag zu fühlen und die Pulse zu zählen, nein, um die Stelle zu verdecken, wo . . . ein Knopf entwichen war. Nicht zollbreit darf die Hand vom knopfleeren Flecken weichen, die Majestät wird das für eine Pantomime innigster, schnurgerade aus dem Herzen dringender Verehrung betrachten.

Geduldig warten können ist eine schwere Kunst, welche Manchem abgeht, gegen den ich in vielen andern Dingen ein Stümper sein mag, die ich aber aus dem Fundamente erlernt habe. Dafür sorgte nicht blos mein Schicksal durch reichliche Uebung von Außen, auch ich bin der Belehrung willig entgegengekommen, weil ich aus Princip stets pünktlich Stunde hielt, folglich immer und überall auf Andere warten mußte. Pünktlichkeit wird eine Haupttugend der Könige genannt; in dieser Beziehung verdiente ich eine Krone. Bisweilen stellt

das Verhängniß geduldiger Menschen Geduld auf allzuharte Proben. Für eine solche erklär' ich nachträglich heute noch jene im schönbrunner Wartesaale, weil mit jeglicher Secunde mein forschendes Auge neue Nachlässigkeiten im Costüm entdeckte. Die verwetterten Spiegel spiegelten mich so blank zurück, daß ich das ganze Elend recht überschauen konnte. Sogar die in blinder Hast erwischten Stiefel verriethen rettungslos, daß der Typhuscandidat sie heute noch nicht gehandhabt. . . . Jetzt geht die Seitenthür auf . . . jetzt fühl' ich wirklich den Schlag des Herzens unterm knopflosen Plätzchen . . . ich raffe mich zusammen . . . doch es erschallt noch kein Commandowort, . . . im Gegentheil, die Hofdame (Freiin von S.?.) eine hohe stattliche Gestalt, kommt heraus mit der Weisung: „Ihre Majestät kann Sie nicht anders empfangen, als in Gegenwart Ihrer Frau Oberhofmeisterin, an diese ist bereits die Ordre ergangen; Sie müssen sich so lange hier gedulden, bis Gräfin Lazansky Excellenz auf ihrem Posten ist."

Unter andern Verhältnissen würde ich kaum einige bescheidene Bemerkungen verschluckt haben, über die Tyrannei der Etikette, der sich sogar eine Kaiserin füge, und obenein bei einer Audienz in so gänzlich etikettenwidrigem Auf- und Anzuge als der meinige, wo es nun doch auf eine Handvoll Noten nicht mehr ankäme. . . . Aber ich fühlte mich gar zu zerknirscht durch fortdauernde

Selbstschau. Deshalb ließ ich's stumm bei der Frau Oberhofmeisterin bewenden und bei dem an mir nagenden Gedanken, daß Ihre Excellenz recht hübsche Muße haben würde, sämmtliche Defecte meiner Bekleidung herauszufinden und zu katalogisieren. — Baronin S. plauderte freundlich fort: von den beiden Karl'schen Theatern — von Beckmann, dessen durch mich eingeleitetes Gastspiel kürzlich begonnen —, von meinen Vorlesungen, deren die Kaiserin Mutter keine versäumt habe, trotz der abscheulichen Ratten im Leopoldstädter Theater (dem alten), und so fort. Dabei rückte sie mit jedem Satze, den sie sprach, ein Stückchen weiter vorwärts. Ich gerieth durch ihr Avancieren in eine ganz falsche Stellung, denn ich wähnte, sie strebe dem Hauptausgange zu, weswegen ich meine Positionen, um artigerweise Front zu behaupten, ungeschickt änderte . . . bis ich zuletzt entdeckte, ihr Ziel sei eine früher noch nicht wahrgenommene Tapetenthür, als zu welcher ich ihr, aus purer Höflichkeit, den Weg vertreten hatte. Nun gab ich Raum und sie schritt resolut drauf los.

Was wollte sie dort? War's ein Wandschrank, aus welchem sie etwas zu holen, in welchem sie etwas niederzulegen dachte? Kaum glaublich. Eine kaiserliche Hofdame läßt dergleichen durch Dienerschaft besorgen. Und dennoch, ja, die Baronin faßte, noch immer behaglich redend, fragend, mit sicherer Hand den kaum sichtbaren

Griff, drehte daran, die Thür that sich auf und ich sah ... es war keine Täuschung ... in einem zwei Schritte breitem, drei Schritte tiefen, dunklen Kämmerlein sah ich ... einen von grünledernen Kissen bedeckten, niedrigen Sitz; einen Sessel ... einen Stuhl wundersamster Gattung, dessen Vorhandensein hierorts mich wie ein öffentliches Geheimniß erschreckte und complet aus der Fassung brachte, so daß mir die Sprache ausblieb und ich offenen Mundes auf das mehr denn verdächtige Möbel hinstarrte.

Dr. Wache hatte seine Epistel vollbracht; ihm entging mein Erstaunen keineswegs. Es schien ihn zu ergötzen und er weidete sich an meiner stummen dummen Verlegenheit.

Die Dame rafft ihre bauschenden Roben zusammen ... träum' ich? schnapp' ich über? Wie weit soll denn das gehen? ... sie setzt sich ... meine Augenlider sinken verschämt zu. ... Adieu, ruft sie; ... jetzt reiß' ich die Augen wieder auf. ... Adieu, lieber Holtei, ich hab' mich gefreut.

Weg ist sie! Die letzten Silben ihrer Ansprache verklingen wie das Lied der gen Himmel emporschwebenden Lerche ... das dunkle Kämmerlein steht leer, der ominöse Stuhl sammt Inhaberin ist entschwunden ... und Dr. Wache, die Tapetenthür langsam schließend, lacht mich an: „Haben Sie denn niemals die schönbrunner

Gloriette besucht, Bester? Sich niemals zur Aussicht emporsteigen lassen? Wußten Sie denn nicht, daß für die in den obersten Etagen des Schlosses wohnenden Damen ähnliche mechanische Vorkehrungen[1]) getroffen sind, um ihnen das beschwerliche Erklimmen hoher Treppen zu ersparen? Baronin S. hat sich tout simplement in ihre Zimmer begeben."

„Gott verzeih' mir's, ich dachte . . ."

„Was Sie dachten hab' ich wohl in Ihren verdutzten Mienen gelesen. Aber geben Sie sich zufrieden, so war's nicht gemeint!"

„Theuerster," bat ich, „verrathen Sie mich und meine Albernheit nicht. Machen Sie mich nicht zum Gespötte des Hofhaltes."

Versprochen hat er's, gehalten wird er's schwerlich haben.

Noch war ich nicht über meinen Schreck fort, da hieß es: Ihre Majestät erwarten Herrn Holtei!

Die Kaiserin überbot sich in Huld und Güte. Meiner Bitte Gewährung, sagte sie, verstehe sich von selbst. Sie sprach dann von andern Gegenständen. Ueber Shakspeare äußerte sie sich eingehend, geistvoll, wenn auch nicht ohne weibliche Reserve gegen gewisse „starke

---

[1]) „Ascensions" genannt, wie jetzt auch in den großen Hôtels, z. B. im „Grand Hôtel" und „Hôtel du Louvre" zu Paris, „Westminster Hôtel," London, „Grand Hôtel de Rome," Berlin 2c.

Passagen." Sie nannte ihn einen tiefen Geschichtskenner, einen weltumfassenden Poeten, dem die Welt der Bretter zu enge sei. Mein Vortrag habe sie befriediget und sie verdanke mir gern manche Aufklärung.

Ich wollte nicht den Verdacht erwecken, als wär' ich begierig noch mehr Lob zu hören, deshalb erlaubt' ich mir die Frage, ob Majestät schon einer Gastvorstellung Beckmann's beigewohnt habe?

„Nein," erwiederte sie kurz; „ich liebe die jetzt beliebten Possen nicht, und noch weniger deren Darsteller. Es herrscht darin ein Ton vor ... Ich besuche überhaupt selten ein Vorstadttheater, das Leopoldstädter n i e."

Ich blickte fragend auf.

„Außer wenn Holtei Shakspeare liest."

Diese feine Wendung gab mir frischen Muth: „Ew. Majestät dürfen ohne Furcht vor indecenten oder anstößigen Ausschreitungen meinen Freund und Landsmann sehen. Ich verbürge mich für Beckmann. Und gerade heute ... „Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten," in dieser Rolle ist er unnachahmlich."

So ging's ein langes Weilchen fort. Sie entließ mich gnädig, ich schied voll aufrichtiger Ehrfurcht und Dankbarkeit für die edle, kluge, mildthätige Frau.

Bald nach meiner Heimkunft stellten sich Träger ein, welche den Kranken (der übrigens nach fünf Wochen frisch und munter entlassen wurde) abholten. Sein

Vertreter war bereit, mein kleines Hauswesen versorgt. ... Abends ging ich in's Theater an der Wien, in welches Director Karl den Beckmann, großen Andrangs wegen, aus der Leopoldstadt transplantiert hatte. Das Erste, was mir im übervollen Hause auffiel, war ... in der für die Erzherzöge reservierten Hofloge Ihre Majestät die Kaiserin Mutter, die von nun an keine neue Rolle Beckmann's versäumte.

Da hatt' ich mitten in meiner Dummheit doch auch einen klugen Streich ausgeführt. Denn dieses Gastspiel gab die erste Veranlassung zu Beckmann's späterer Berufung an's Burgtheater, zu seiner glücklichen Erlösung aus den Klauen des Menschenquälers und ABC=Schülers, der einem Kunstinstitute an der Spree allzu lange vorstand.

Und so war's allerdings gemeint, als sich ein altes Breslauer Stadtkind für's andere verbürgte.

Ein lustiger Abend.

Von Sieben bis Acht.

„Ich bleib' dabei, Trude, das Kind, die Brigitte, ist ernstlich krank. Reinhold muß nach dem Medicindoctor gehen."

„Und ich bleib' dabei, ihre Krankheit braucht nicht aus der Apotheke kuriert zu werden; blos aus dem Kochofen."

„Willst Du damit sagen, sie . . . sie wäre hungrig?"

„Nein, ich will sagen, sie verhungert."

„Aber ich bitte Dich, Frau, hernach müßten wir drei Andern ja gleichfalls krank sein."

„Sind's auch, Klausemann. Nur daß wir's länger aushalten wie das arme, schwächliche Mädel. Zur Noth bestehen wir bei grobem, schwarzem Brode und einer Handvoll seifiger Kartoffeln, Du, der Reinhold und ich. Für die Kleine paßt das nicht; sie ist zu zart, zu „anfällig." Sie müßte leichtere warme Nahrung haben: eine gute Brühe, ein Schnittchen mürbes Fleisch, einen Fingerhut voll Wein, dann möchtest Du sehen, wie bald sie sich erholen würde!"

Vater Klausemann hörte seiner Frau verwundert zu,

da sie solche theure Gegenstände nannte, und hielt die breiten, starkknochigen Hände wie zum Gebete: „Seit zwei Wochen keinen Groschen verdient mit dem lahmen Arme; nichts mehr zum versetzen, was man entbehren könnte; der Miethstermin vor der Thüre; beinahe sieben Thaler für das wüste Gefilde hier oben . . . sieben Thaler . . . wo sollen die herkommen? Du wirst sehen, Gertrud, der Hauswirth wirft uns in die Gasse . . .“

„Sprich nicht so laut, Klausemann, die Kinder hören's.“

Reinhold, der beim Schwesterlein gesessen, schlich leise zu den Eltern heran: „Wie wär's, wenn ich's doch probierte, ob ich einen Arzt finde, der sich unserer annimmt? Die Gittel ist gewiß schlimm krank, sie redet konfuses Zeug, was phantasieren heißt. Das kann ein Nervenfieber werden. Laßt mich nur fort; ich weiß, nicht weit von uns, wo der Herr wohnt, der immer im gelben Wagen, zwei Braunen vor, 'rumfährt. Zu dem will ich laufen. Und bring' ich ihn selber nicht auf die Beine, so quäl' ich doch, bis er seinen Substituten schickt.“

„Heißt das so viel wie Armenarzt?“

„Ach wo, Mutter! Substitut will sagen: Stellvertreter; 's kommt aus der lateinischen Sprache, weißt Du? von substituo, substitui, substitutum, substituere — das sind die jungen Studiosusse, aus der medicinischen Klinik wird's genannt, die müssen aushelfen und

zugleich lernen dabei, an Kranken, wo's keine Bezahlung setzt."

„Na, da bleibt sich's gleich; sind doch auch Armenärzte, und obenein nicht einmal fertig ausgelernte."

„Laß gut sein, Gertrud, giebt recht brave, geschickte Bürschlein d'runter. Der mir den Arm verbunden hat im Spital, der verstand seine Sache wie ein Alter, und war noch glatt um's Kinn. Geh' nur, und versuch' Dein Glück, Reinhold; man weiß nicht, wozu 's gut ist."

„Schade doch," sprach die Mutter, als der Sohn gegangen war, „daß der Junge nicht eine ordentliche gelehrsame Schule besuchen kann! Was er lateinisch weiß, hat er nur so aufgeschnappt, oder allein für sich herausgegrübelt aus dem zerlederten dicken Buche von meinem verstorbenen Bruder her; weil der doch ein Gestudierter gewesen war."

„Und was hat er davon gehabt, Dein verstorbener Bruder? Daß er auch am Hungertuche nagen mußte, wie's vielen Schullehrern ergeht. Wozu die Eitelkeit? Laß den Reinhold einen tüchtigen Handwerker werden, das paßt besser für uns, für ihn, und ist sicherer. Sowie er konfirmiert ist, geb' ich ihn in die Lehre. Bis dahin muß er sehen, wie er uns noch ein paar Groschen zum kümmerlichen Leben verdienen hilft. Das ist gescheidter als lateinische Redensarten und Brocken."

„Da geb' ich Dir völlig Recht, Klausemann; uns

leicht ist Ihr Fuhrmann hier noch aufzutreiben?) — dann will ich rasch ein Schreiben an den Commandanten der Festung Dünamünde, mit dem ich persönlich bekannt bin, abfassen. Sie bringen's ihm, er wird ohne Aufschub strenge Haussuchung anordnen und diese wird um so leichter zum Ziele führen, weil die Diebin, sich jetzt schon sicher wähnend, unvorbereitet darauf sein wird."

Das leuchtete der Armen ein. Sie ward wie durch ein Wunder klaren Geistes. Der Theaterdiener, der unterdessen seine Gänge abgethan, schaffte glücklich den Kutscher herbei. Ich schrieb an den Obrist von Manderstjern, einen braven liebenswürdigen Soldaten, dem zwar der linke Arm, aber nicht das Herz fehlte, welches unter dem Stummel schlug. Ich schilderte ihm den Zustand der Ueberbringerin, die ich seinem Schutze . . . und seiner menschenfreundlichen Geduld innig empfahl . . . und fort ging's.

Als sie weg war, machten wir, der Theaterdiener, der mittlerweile zu Hülfe geeilte Kassierer und ich nicht weniger uns Vorwürfe, daß wir die Frau sich selbst überlassen, daß wir sie ohne Begleitung fortgeschickt hatten. Geschehen war's einmal, nicht mehr zu ändern . . . ich kann sagen, ich habe selten so trübe Stunden verlebt, als an jenem trübseligen Nebeltage. Ich zählte die Minuten bis zu ihrer Wiederkehr, die doch im besten Falle nicht vor spätem Abende erfolgen konnte. Und

Allen mitsammen wär' heute Abend ein Brocken nahrhaftes Brod zuträglicher. Ich fürcht' mich vor dem Arzte. Der wird Rezepte verschreiben . . . wer kann die bezahlen? Man soll dann erst um ein Armuthszeugniß bitten . . . und der Aufenthalt —" „Ich mag die Bettelei nicht leiden."

„Aber das ist doch nicht gebettelt, wenn arme, rechtschaffene Leute um freie Arznei nachsuchen, oder um Unterstützung während der Krankheit? Bist Du Schuld, daß Du nicht konntest in Arbeit gehen, und nichts erwerben mit dem lahmen Arme? Auf sich halten und auf seine Ehre, das ist recht hübsch; darum braucht der Mensch noch nicht eigensinnig zu sein."

So redeten sie ein langes Weilchen, ihre Meinungen auswechselnd. Die Mutter ging von Minute zu Minute nachschauen, ob die kleine Brigitte noch schlafe, und Vater Klausemann kratzte die Ueberreste fast zu Staub zerriebener Tabaksblätter zusammen, die er mühsam in Brand setzte, um „seinem leeren Magen 'was weiß zu machen."

Es schlug vom nahen Thurme halb Acht, da brachte Reinhold den Arzt; einen jungen, zierlichen Herrn, dem leicht abzumerken war, daß er nicht gern kam, was er auch ehrlich eingestand; denn er hatte es gar eilig, weil er „in Gesellschaft erwartet werde!"

Mißtrauisch blickte Frau Trude auf ihn, indessen er

scharf und rasch die armselige Umgebung musterte. Der Anblick schien ihn doch zu befriedigen, denn er fragte nun theilnehmend freundlich: wer hier krank sei? Klausemann führte ihn an die im geschütztesten Winkel versteckte Lagerstätte des schlummernden Kindes. Wie sorgfältig und schonend der angehende Praktikus, nach dem Pulse fassend, auch immer das Händchen berührte, dennoch erwachte Brigitte sogleich, die großen dunklen Augen erstaunt und neugierig auf den Fremden gerichtet. Die Frage: ob sie Schmerzen fühle? verneinte sie mit kaum bemerkbarer Bewegung des Kopfes. Der zweiten: worüber sie eigentlich klage? was ihr fehle? entgegnete sie ein leises: „Nichts." — „Aber schwach bist Du, matt? nicht wahr, Kleine?" — „Ja, matt!"

Dabei sah sie ängstlich ihre Mutter an. In dem lieblichen Gesichtchen war die Furcht zu lesen, man könne ihr abfragen, was sie doch verschweigen wollte, aus Schonung für die Eltern. So rücksichtslos zeigte sich der zartfühlende Kliniker nicht. Er wußte schon genug. „Die Kleine," hub er an, zu der Mutter gewendet, „leidet durchaus an keiner ausgesprochenen Krankheit, und ich finde nicht die geringste Ursache, ihr Arzneien zu verordnen. Ich wüßte nach meiner Ueberzeugung nichts anzurathen, als stärkende Kost, warme gute Suppe, bisweilen ein Spitzgläschen belebenden Weines ..." mitten im Reden brach er ab. Die Klausemann'schen

hätten ja argwöhnen können, er wolle sie und ihre augenscheinliche Dürftigkeit verspotten! Vater wie Mutter schwiegen; niedergebeugt von Scham und Gram standen sie gesenkten Hauptes. Reinhold that einen tiefen Athemzug, der als schwerer Seufzer durch die Dachkammer drang. Des jugendlichen Mediciners Verlegenheit stieg mit jedem Augenblicke. Er stellte sich an, wie wenn er nach einem zufällig in seinen Taschen befindlichen Fläschchen suchte, murmelte auch etwas dabei von wohlthuenden Tropfen, . . . hatte jedoch keinen andern Zweck, als unmerklicherweise den Baarbestand seiner Finanzen zu erforschen. Mocht' er forschen wie er wollte, das disponible Vermögen erhob sich nicht über einige Silbermünzen (höchstens zwölf bis fünfzehn Groschen!) und — einen Zehnthalerschein, dessen er für heut' Abend sehr benöthigt; der ihm in Wahrheit unentbehrlich war. Er beschleunigte folglich den Rückzug unter Wiederholung des wissenschaftlichen Ausspruchs: hier sei von Krankheit nicht die Rede; dennoch verspreche er, morgen wieder nachzusehen. In der Thüre schon rief er nach Reinhold, der ihn über die finstern Treppen hinab geleiten solle. Der Knabe bot ihm eine führende Hand und tappte sich mit ihm durch die gefährliche Dunkelheit, welche dem Einwohner keine mehr war. Unterweges kam noch Mancherlei zur Sprache, die kümmerliche Existenz der Familie betreffend. Der offene Junge hielt nicht zurück

mit treuherzigen Geständnissen. Am Hausthore entließ der junge Arzt seinen jüngeren Führer, drückte diesem aber, bevor er die festgehaltene Hand frei gab, jene Geldstücke, die er oben herausgesucht, hinein, und entfernte sich rascheſten Schrittes.

„Nein, ja nicht, Herr Doctor; wir sind keine Bettler!" rief Reinhold hinter ihm her. Der Angerufene hörte nicht darauf. Schon war er aus dem Bereich der nächsten Straßenlaterne verschwunden, war unsichtbar geworden.

Ein Weilchen stand Klausemann junior, die Münzen prüfend und zählend: „Ueber zwölf Groschen wird's machen, was er mir zugesteckt hat. Freilich soll ich nicht Almosen nehmen, will der Vater, und ich möcht' auch nicht. Aber das ist was Anderes. Der Arzt hat's aus gutem Herzen gegeben, er hat's verordnet statt Medicin. Mag's der Vater verboten haben, Noth kennt kein Gebot, unsere Noth war heute zu arg. Schwester Gittel muß warme Suppe haben. Das ist ihre Medicin. Dazu hab' ich das Geld bekommen. Freie Medicin darf die Armuth annehmen, das ist nicht gebettelt. Meinethalben soll mich der Vater durchwixen, wenn nur die Gittel gute Suppe kriegt. Und die wird er ihr schon gönnen, ob er mich nun ein Bissel prügelt oder nicht. Kurasche, ich mach' uns einen lustigen Abend."

Und Reinhold rannte davon.

„Hab' ich's nicht vorher gewußt," klagte Gertrud, sobald sie mit ihrem Manne und dem Kinde allein war, „daß der Brigitte nichts fehlt, außer passende Nahrung? Hat der Herr nicht meine eigenen Worte akkurat wiederholt? Sie ist gerade im ersten Wachsthum, braucht Säfte und Kräfte . . . ach, das ist zu entsetzlich! Länger geht's nicht so. Schilt wie Du willst; morgen trag' ich die letzten Stücke Bettzeug in Versatz."

„Das wird weit reichen!"

„Doch so weit, bis Du wieder Arbeit hast. Vielleicht wird mir mittlerweile irgend eine grobe Näherei zugewiesen, die ich mit meinen Augen noch ermachen kann; und nächsten Ersten bezieht der Reinhold seinen halben Thaler Monatslohn als Laufbursche . . ."

„O, die letzten Stücke Bette dürft Ihr nicht wegtragen, Mutter, sonst friert Ihr ja. Ich hab' auch gar keinen Hunger nicht!"

„Gutes Kind!" seufzte der Vater. Die Mutter hob die Hände als wie zur Klage empor, daß es ungerecht hienieden zugehe. „Was hat das unschuldige Kind verbrochen, daß es mit uns leiden soll?"

Klausemann erwiederte: „Das findet sich beim auskehren, sagen die Dienstmädchen!" — that den letzten Zug aus der Pfeife und legte die Trösterin auf's Fensterbrett.

Ein Nachtlampendocht zuckte matt-flackernd über magerer Oelschicht, welche in einem zerbrochenen Tassen-

kopfe auf trübem Wasser schwamm. Düstere Dämmerung, banges Schweigen. Die bedrückten Menschen hatten so viel zu denken, zu sorgen, daß ihnen des Sohnes Wegbleiben gar nicht auffiel. Erst als sie ihn kommen hörten, erwachten Vater und Mutter aus ihrer stummen Hingebung.

Aber wie kam er zurück!? Ein hübsches, großes Brod — ein Klümpchen gelber Dauer-Butter, von frischem grünen Krautblatte umhüllt — ein Tütchen mit Salz — zwei schlanke Talgkerzen — solche Schätze trug er geschickt in Händen; unter'n Armen zwei Bündel Holz. „Da," rief er fröhlich, „nun kann die Mutter unserer Gittel eine warme Suppe kochen . . . Alles vom jungen Herrn Doctor!"

Klausemann wollte Einwendungen machen, wollte den Jungen in's Verhör nehmen, ob er gemeiner Weise um eine Gabe angesprochen habe; erhielt darauf den zuversichtlichen Bescheid: „Gott soll mich behüten! In die Hand gezwungen hat er mir's, unversehens; davon gelaufen ist er, wie der Dieb in der Nacht, und hat mich stehen lassen, und da bin ich auch gelaufen und hab' Lebensmittel zusammengekauft. Was da, was dort, die Gittel ist die Hauptsache!"

Plaudernd vergaß er nicht, Feuer im alten Kachelofen anzumachen, damit Mutter Gertrud den Topf mit Wasser beisetzen könne, für die „warme Suppe." Ach,

wie's den Augen der frierenden Leute wohlthat, die Flamme lodern zu sehen! Wie das Knistern der nassen kleinen Holzstücke ihnen schön klang, eine herrliche Musik!

Brigitte steckte den Kopf aus ihrer groben Decke hervor und schmachtete begierig nach dem seit gestern ersehnten Vorgang. Jetzt vergaß sie ihre heldenmüthige Entsagung. Das Bedürfniß war mächtiger als jede Rücksicht. Sie gestand ein, wie sehr sie sich freue auf erwärmendes Labsal: „Du lieber Bruder, das wird schmecken!"

Reinhold aber sprach zum Vater: „Jetzt, dächt' ich, schnitten wir uns ein paar gehörige Keile vom Brode 'runter, bestreuten sie mit Salz und legten los?! He, Vater? Die Andern sollen ihre Suppe löffeln. Was wir Männer sind, brauchen solche zärtliche Speise nicht. Hernach wird sich's schlafen wie im Himmel, wenn das wilde Thier, der Magen, nicht mehr knurrt. Ueber Brod mit Salz geht nichts. Nur zuvor laß mich eine Kerze anstecken, damit wir ordentlich sehen, was wir essen; wie bei den Reichen. Die können auch nicht Lichter genug brennen haben; man sieht's durch die Gardienen, wenn sie groß Traktement geben."

Vater Klausemann kämpfte erst ein Weilchen, den Umfang des Brodes abmessend. Endlich siegte doch, wie beim schwachen Kinde, beim starken Manne die Natur. Er zog sein Messer und begann zu schneiden.

„Was wär' denn das?" lachte der Junge; „so spar=

same Scheiben wie Fließpapier? Sieh' doch, Mutter, unser Vater spielt sich auf den Vornehmen, weil's blos trocken Brod setzt! Oho, wenn's darauf ankommt, da kann ich auch dienen!"

Und rasch wie ein Taschenspieler brachte der vergnügte kleine Schlingel eine fette Wurst zum Vorschein, hielt diese dem Vater unter die Nase und jauchzte auf: „Vornehmer kann's beim Könige nicht zugehen, wie heute bei Klausemann's. Hurrah, na nu zugebissen, Herze-Vater! Die Wurst ist frisch, das Schwein ist erst heute früh geschlachtet, ich hab's gestern noch in seinen lebendigen Schwanz gezwickt, wie ich beim Fleischer vorbeiging."

Dann wieder half er der Mutter am Feuer, blies und schürte, richtete eine Menge kleiner Brodwürfel her, damit nur die Suppe recht bald gar werden könne, und schob zwischen jede Thorheit, die er vorbrachte, immer wieder einen tüchtigen Bissen in's eigene Plappermaul: „Der junge Doctor findet sich morgen bei uns ein; dem haben wir Klausemann'schen alle mitsammen, wie wir gebacken sind, wohl gefallen. Das war ihm an seinem Nasenspitzel abzumerken, und der kommt wieder, darauf möcht' ich mein Nasenspitzel verwetten. „Gute Leute — redliche arme Menschen!" — so blieb er in einem Gebrumme über alle vier Treppen hinunter. Und auf wen ging das sonst, als auf uns? Heißt das, auf Mutter

und Vater, und auf die Gittel. Und außerdem auch ein kleines Bissel auf mich. Denn er gab mir das Geschenk von Herzen, das fühlt' ich, weil er mir dabei die Finger drückte. Und wie er gleich ausgerissen ist, damit ich keine Sperenzien machen und ihm nicht danken sollte! So was merkt man gleich, wie's gemeint ist."

Als nun die Suppe hübsch brodelte, auch das hineingeschnittene, mit gehöriger Zuthat von Butter und Salz versehene Gebäck sich aufzulösen und flüssig zu werden begann, da äußerte Reinhold scheinbar verlegen: „Frau Mutter, was ist jetzt vergessen! Wißt Ihr's nicht? Au weh, da werden wir Schande erleben mit unserer Kocherei, und rücken unser Lebtage nicht in die Hofküche vor. Gehört sich in eine feine Brodsuppe nicht ein oder zwei frische Eier zu schlagen? Wie? Haben wir's nicht sonst so gehabt, in guten Zeiten, dunnemals, vor etlichen Jahren? Ich besinn' mich ganz genau darauf."

„Ja, in guten Zeiten! Wo sind die hin?"

„Na, giebt's etwa keine Hühner mehr auf der Welt?"

„'s giebt Vielerlei auf der Welt, was man gebrauchen könnte, was Unsereins doch entbehren muß. Sonst fütterten wir wohl zwei Hennen, die fleißig Eier legten. Das ist vorbei."

„Was Hennen! Das ist keine Kunst. Geht auch ohne Hennen. Wenn's nicht anders ist, setz' ich mich hin

und leg' ein paar Eier. Sieh' her, Schwester Gittel, da kauert der Reinhold, . . . gack gack gack gockelei . . . Was hält er hier? Ein Ei! Gack gack gack gockelei . . . noch ein Ei! Nu fix in die Suppe geschlagen, Frau Mutter, und den Quirl gedreht, bis daß der weiße Schaum oben drauf sitzt, als wär's eine weiße Pelzmütze! Soll ich quirlen?"

Mit dem Glockenschlage Acht konnte dem kleinen Mädchen die wohlbereitete Labung dargereicht werden. Das Kind schlürfte sie mit wahrem Wohlbehagen. Schluck für Schluck erregte einen Ausruf der Befriedigung. Reinhold bestand darauf, daß die Mutter ihr gutes Theil zu sich nehme. Als noch reichlicher Vorrath im Topfe zurückblieb, mußte auch der Vater davon kosten, und der Junge kratzte das Letzte aus.

„Das war ein lustiger Abend," schmatzte er, und strich, einem Gastronomen gleich, der Trüffelpastete verspeist, sein Bäuchlein: „Jetzt sind wir satt, und heißt's schlafen."

„Aber zuvor beten," sprach Gertrud, indem sie der schon lächelnd einschlummernden Brigitte noch ein zerrissenes wollenes Tuch über die Füße breitete. „Wir danken Gott für Seine Gaben, die wir von Ihm empfangen haben . . ."

„Und bitten unsern lieben Herrn, Er woll' uns morgen wieder was bescheer'n!"

„Ist besorgt; ich habe noch etliche Groschen. Gute Nacht, Vater! gute Nacht, Mutter! gute Nacht, Gittel! ich schlaf' schon wie der dickste Hamster."

Von Acht bis Neun.

„Die vier A" wurden jene Freunde genannt, welche vom Gymnasium her zusammen gehalten, und sich seitdem, wenn auch öfters durch unterschiedene Lebensläufe und auseinander gehende Berufsthätigkeit getrennt, doch wiederum fest vereinigt hatten. Da waren: Alphons Freiherr von Plöning, Premierlieutenant in einem Garde-Grenadier-Regimente; Adrian Carisius, und bereits bekannt als angehender Arzt; Albin Graf Rantoff, Gerichtsreferendarius; und Anselm Heilmann, Techniker, Mechaniker, Maschienenbauer, Eisenbahnbeamter. Alphons, Adrian, Albin, Anselm bildeten das A-Viereck, in welchem sie durch herzliche, unwandelbare Anhänglichkeit die Quadratur des Zirkels gefunden zu haben versicherten. Denn ihre treue und erprobte Freundschaft galt ihnen für den Kreis, der weder Anfang noch Ende habe; für die Schlange, welche zum Sinnbild der Ewigkeit erhoben ward. Ein Ende, meinten sie, könne ihr Bündniß nicht nehmen, auch jenseits nicht, und einen Anfang habe es in ihren Augen nicht gehabt, weil dieser aus der Kinderschule herstamme und sein Ursprung

nicht mehr in ihrem Gedächtnisse lebe. Sie behaupteten als Freunde geboren zu sein! Das waren die vier A.

Sie hatten sich, von Dienstpflichten vielfältig in Anspruch genommen, längst vorgesetzt, endlich wieder einmal einen „lustigen Abend“ zu feiern. Dazu war der heutige ausersehen, auf die Gefahr hin, daß er zur lustigen Nacht werde! Man wollte sich bei Anselm versammeln, der eine hübsche Amtswohnung in den Bahnhofgebäuden inne hatte, mit stattlichem, geräumigem Arbeits-, vorkommenden Falles Gesellschaftszimmer; nebenbei sich auf Anordnung von dergleichen Symposien als praktischer Techniker auf's Beste verstand, und außerdem ihr Senior war, nicht allein durch's Lebensalter, sondern auch in Betreff der Einnahmen. Er stand in fixem, bedeutendem Gehalte, während der Lieutenant nur geringe Zulage bezog; der Mediciner noch gestundete Collegia bei der Quästur schuldete, und meist Arme behandelte; der Jurist noch ein Staatsexamen überstehen mußte, bevor einer Hoffnung fernste Aussicht auf Besoldung ihm winkte. Uebrig hatten sie alle Drei nichts. Der Graf nannte sich in heiterem Sinne selbst einen wahren Bettelgrafen, führte dabei das zurückgezogene Dasein des ehrenhaften Kavaliers, der lieber darben möchte, als Schulden machen. Er gönnte sich selten zerstreuende Vergnügungen und äußerte sich, bei all' seiner sonstigen Gutmüthigkeit, bitterscharf über den

sträflichen Leichtsinn desjenigen modernen Adels, der mit verdammungswerther Gewissenlosigkeit sich selbst um die etwa noch im Volke lebende Achtung bringt, welche dieses Zeitalter ihm, alter Tradition halber, bewahrt hätte. Aus diesem Gesichtspunkte zeigte er sich, obgleich sonst ein beredter Verfechter zeitgemäßer Justizreformen, als entschiedener Anhänger der Schuldhaft, deren Aufhebung ihn förmlich bekümmerte. Das war noch das Einzige, klagte er, womit man die Verschwender schrecken konnte, denen an der Ehre ihres Namens nichts gelegen ist, daß sie wenigstens brummen mußten. Jetzt halten sie sich für straflos und treiben's um so toller.

Ein lustiger Abend galt folglich unsern vier A's für eine seltene Ausnahme, weshalb er denn auch Anspruch machen durfte auf einige Opulenz; doch nur unter der Bedingung, daß Alles baar bezahlt werden müsse! Deshalb wollte man über Auswahl und Preis der herbeizuschaffenden Weinsorten erst beschließen, wenn das Quartett vollstimmig wäre, damit ein Jeder seinen, dem lustigen Abend bestimmten Beitrag einzahle, und Keiner im Einzelnen den Anspruch auf edle Traubensäfte höher steigere, als das Vermögen im Ganzen reichen werde. Für substanzielle Speisung vorzusorgen, hatte der Oekonom des Bundes, Anselm, sich freiwillig erboten, und dafür den mäßigen Satz von Einem Thaler auf die Person festgestellt, offenbar in löblicher Absicht, aus eigenen Mitteln

zuzuschießen. Den Freunden war solche Großmuth seinerseits nichts Neues, sie ließen ihn im Stillen gewähren, als den Wohlhabendsten unter ihnen.

Auf die Minute pünktlich fanden Albin und Alphons, der Jurist und der Lieutenant, sich ein. „Ich bin gewohnt, keinen Termin zu versäumen," sagte Graf Rantoff, und Baron Plöning setzte hinzu: „Der Soldat darf niemals zu spät kommen; aber wo steckt Adrian?"

Albin übernahm dessen Entschuldigung: „Bei Aerzten ist's verzeihlich, wenn sie nicht immer Stunde halten; oftmals fängt sie eine Botschaft unterwegs ab und zwingt sie, das Vergnügen des Moments der Pflicht ihres Berufes zu opfern. An gutem Willen, mit uns zu kneipen, fehlt es dem fidelen Carisius gewiß nicht. Wer weiß, was ihm in die Quere gekommen?"

„Sollte denn seine Amtsthätigkeit schon so großen Umfang haben? Allen Respekt für Adrian's Fleiß und Kenntnisse ... mit Patienten, denen er auf jeglichen Wink zu Gebote stehen müßte, wird er, fürcht' ich, noch nicht gesegnet sein."

„Mit reichen und bedeutenden gewiß nicht. Aber bedenke, lieber Anselm, daß er Substitut eines Armenarztes geworden; daß er die so zu sagen „gröbste Arbeit" des Physikats versehen hilft, und dem alten Herrn all' jene beschwerlichen Gänge in die Höhlen des Elends abnimmt, wo steile Pfade unter's Dach, oder in unter-

irdische Räume führen, zu traurigen Erscheinungen. Wie wir den leicht-gerührten, uneigennützigen Adrian kennen, dürfen wir ihm zutrauen, daß er seinen Pflichten als Mensch und Arzt sorgsamer nachkommt, wenn arme Kranke ihn erwarten, wie wenn reichliches Honorar in Aussicht steht."

„Davon bin ich überzeugt," stimmte Albin herzlich ein.

Und Alphons fuhr fort: „Ja, Gott weiß, es muß viel Noth und Jammer geben in unserer nächsten Nähe, obgleich wir sorglos dahin leben, ohne das genugsam zu beachten. Bisweilen, wo man mit der Nase darauf gestoßen wird, erschrickt man vor dem Gedanken an eigene selbstsüchtige Hartherzigkeit. Mir ist erst dieser Tage etwas dieser Art geschehen. Meinem Quartier gegenüber hat ein altes, immer lächelndes Mütterchen, vor dem Eingange zum Bierhause hockend, Rettige feil. Das ist eine dürftige, stille, geduldige Frau, der ich hundertmal in's treuherzige, runzelicht zusammengeschrumpfte Angesicht geschaut habe, ohne auf die Idee zu gerathen, daß sie bei ihrem kleinen Handel Mangel erdulden könne, ja müsse. Neulich macht' ich Visite bei Gräfin Feßburg, und fand diese sammt ihren Töchtern bemüht, einen so eben empfangenen Brief zu dechiffriren, der, allerdings mit undeutlichen Zügen von zitternder Hand auf gröbstem Papier, nicht leicht zu lesen war. Ich bot meinen Beistand an und wir brachten Folgendes

heraus, was ich buchstäblich in mein Notizbüchlein übertrug. Hört zu: „Ich habe hochgräfliche Kutschenpferde den Sommer und Herbst mit Rettigschwänzen und Abgängen von Mohrrüben erquickt, kann mir hochgeboren Kutscher bezeugen, auch die großen Pferde, durch Dero Wiehern, wie sie mich nur ansichtig werden, weil sie mich und die Gemüskörbe schon kennen, wie ich's meine mit ihnen. Himmlischer Vater, der Arme thut was er kann, nun sollen hernachgehends die Reichen auch etwas thun an den Armen, so vielmals schlimmer daran, denn das liebe Vieh, und bitte ich hochgeboren schönste Damen, mich nunmehro über Winter zu erquicken, mit was Gekochtes aus gnädiger Küche, denn sitzt der Mensch bei Schnee und Regen von früh Morgens bis in sinkende Nacht auf der Gasse, so friert's mich und bin alt und kümmerlich, und hab' keine Seele nicht auf Gottes Erdboden." — Ich hab' der originellen Briefstellerin eine Gabe gereicht, und wir stehen jetzt auf dem vertraulichsten Grüßfuße. Ihre Zuschrift hat natürlich günstigen Erfolg gehabt. Die Comtessen sorgen abwechselnd für genügende Füllung des täglich präsentirten Geschirrs. Aber was will das sagen? Eine unter so Vielen!"

„Ja wohl," sprach Albin, „unter so Vielen! Es ist ein lobenswürdiges Beginnen, was sich neuerdings regt mit Errichtung von Volksküchen. Wer nicht selbst das Nothwendigste entbehrt, sollte die moralische Verpflich-

tung anerkennen, diese edlen Unternehmungen thätig zu fördern." Das ist ein Punkt, wo ich mich wieder einmal über meine Standesgenossen rechtschaffen geärgert habe. Da sind Frauen vorgetreten, welche die Sache nach dem wahren Sinne des Wortes „in die Hand zu nehmen" sich bereit erklärten und zur Beihülfe aufriefen. Bei gesammter hoher Aristokratie fanden sie nur taube Ohren. Keine der Damen wollte mit zugreifen. Desto bereitwilliger hat die Demokratie sich erwiesen und solche Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, sich auch nach dieser Seite hin zu erweitern, ihrer Wirksamkeit neuen Einfluß zu verschaffen. Bei solcher Stupidität und Faulheit wundern sich die Herrschaften auch noch, wenn ihr Einfluß täglich abnimmt. Meiner Treu, man könnte bisweilen Anwandlungen bekommen, sich zu schämen, daß man ein geborener Graf ist!"

„Nun, mein Theurer," lachte Anselm auf, „Dich drückt Dein Grafenthum nicht allzu schwer; Du verstehst prächtig die rechte Mitte zu halten zwischen hochgeboren und edelgeboren, und das alte Sprüchwort: „Hoffart will Zwang leiden," findet auf Dich keine Anwendung. Doch schieben wir derlei Spitzfindigkeiten bei Seite, und bleiben wir jetzt unserem lustigen Abend getreu. Ein ausgiebiger Rindsbraten steht bereit, nebst gehörigen Chikanen, als morceau de résistance. An feineren Fleischwaaren und andern pikanten Näschereien, gepökelt,

geräuchert, gesäuert, fehlt es auch nicht. Der Zuckerbäcker hat sich mit Krapfen und Törtchen hervorgethan, deren Zuckerguß glänzt gleich frischem Glatteise, und Studentenfutter, aus Rosinen, Feigen, Datteln, Knackmandeln gemischt, füllt riesenhafte Papiersäcke. Die Ingredienzien zum erhabensten Punsche harren ihrer Bestimmung. Doch dieser soll ja erst den Schluß bilden. Zunächst bleibt die Frage offen: was trinken wir vorher? Mein Christoph wartet auf's Kommandowort. Mit gewöhnlichen Weinen ist's nicht gethan. Nur absonderliche Quellen dürfen in dieser Session fließen. Die Auswahl ließe sich ohne Adrian treffen, doch die Reihenfolge macht mir einiges Bedenken, die Steigerung von Sorte zu Sorte. Dazu wünscht' ich ärztlichen Beirath, wissenschaftlichen Unterricht, von wegen gewisser katzenjämmerlicher Folgen, die ich verabscheue, und die, wie ich aus Erfahrung weiß, wo nicht vermieden, doch gemildert werden können durch weise chemische Grundsätze."

„An diese glaubt ja Niemand mehr beim Trinken," erklärte Alphons. „Hat es jemals einen solchen für erprobt gehaltenen Wahlspruch gegeben, so war's jener, aus frühester Kindheit mir wohl erinnerliche: „Wein auf Bier, das rath' ich Dir! Bier auf Wein, das laß sein!" Wo ist dieser geblieben? Die Neuzeit hat ihn längst beseitigt, und der Fortschritt begiebt sich, hat er sich voll und toll getrunken am Weine, erst recht zum Biere."

„Absit omen!“ rief Albin; „damit bleib’ mir vom Leibe! Ich mag’s nicht nennen hören!“

Nun erhob sich Anselm: „Da haben wir den Stockaristokraten, der plötzlich die rauhe Seite herauskehrt. Was wär’ die Welt ohne Bier?“

„Da haben wir den materialistischen Techniker! Den Biergeschmack hast Du Dir später in den Werkstätten geholt. Als Gymnasiast warst Du der Erste, zu singen: „Bier ist plumper Stoff, Wein ist nobler Soff!“ Ich tadle Dich nicht darum; Du bist entschuldigt durch der Hände Arbeit, welcher Du während der Studien oblagst, auf Deiner Hochschule, wo Amboſe die Katheder, schwere Hämmer die Schreibfedern, Metallklumpen die Kollegienhefte vorstellten. Aber wir Andern . . . ich kann mir nicht helfen, ich bin ein entschiedener Widersacher unserer modernen Bierschlemmerei . . .“

Hier unterbrach Anselm den eifrigen Redner: „Du übertreibst entsetzlich, Bester! Wahrscheinlich gedenkst Du bei verehrlicher Staatsanwaltschaft unterzukommen, und willst Dich rechtzeitig im Plaidieren üben. Da soll das arme Bier herhalten. Ich wiederhol’s: was wäre die heutige Welt ohne Bier? ohne dieses mannliche Getränk? Wir können’s nicht mehr entbehren. Sogar in den fruchtbarsten Weinländern gewinnt es alljährlich größere Verbreitung, und darin liegt der sicherste Beweis, wie wichtig und zweckmäßig seine Wirkungen sind.

Denn ohne tiefere Gründe stürzt sich die Menschheit in solche Neuerungen nicht!"

„Na," fiel Alphons ein, „mit den tiefen Gründen, wodurch eine werthgeschätzte, hochpreisliche Menschheit sich leiten und bestimmen läßt, ist's auch nicht weit her. Sie sucht Gaumenkitzel, mag er süß oder bitter schmecken, wenn er nur zugleich berauscht. Die Wirkung des Augenblicks bleibt ihr die Hauptsache; von traurigen Nachwirkungen nimmt sie erst Notiz auf Geheiß des Arztes, der sie nach Karlsbad schickt. O, da ist er ja, und kann mich gleich sekundieren. Hab' ich nicht Recht, Adrian?"

„Du hast stets Recht, Lieutenant, denn Du bist bewaffnet, ex officio, und das Recht wohnt bei der Gewalt. Ich jedoch bin im Unrecht, weil ich auf mich warten ließ. Zehn Minuten hab' ich versäumt und erkläre mich willig pro poena zu trinken."

„In Bier oder Wein?"

„Was nicht noch! Wer wagt es, heut an schnödes Bier zu denken? Hier sind wir versammelt zu festlichem Thun, ihr Brüderchen, ergo bibamus! Wo steh'n die Batterieen, Anselmus?"

„Wir haben mit der Anschleppung auf Dich gewartet; auf Deine ärztliche Weisheit."

„Nicht minder auf den Umfang Deines Beitrags."

„Hier liegt selbiger in Gestalt eines merkwürdig

conservierten, weltgültigen, aus drohenden Gefahren standhaft geretteten Staatskassenscheines, zehn Thaler an Werth. Den Preis unserer zu trinkenden Weine das Flacon durchschnittlich auf einen und einen halben angeschlagen, den zehnten Thaler auf consistente Victualien abgerechnet, würden sich demnach meine pecuniären Kräfte auf sechs Flaschen voll edler Säfte belaufen. Sechs Flaschen trink' ich nicht, folglich macht die Quadratur des A-Zirkels an Adrian Carisio ein gutes Geschäft. Vivat sequens!"

Allgemeine Uebereinstimmung: „Der Mann zehn Thaler. Für sechsunddreißig Thaler (viermal neun macht sechsunddreißig) haben wir das Beste, und vollauf. Erst aber muß Freund Hippokrates die Gefahren näher bezeichnen, welche ihm und seinem „standhaft geretteten" Geldpapierlein gedroht haben. Eh' er nicht ein reuiges Bekenntniß ablegt, wird Christoph nicht fortgeschickt, und müßten wir verdursten. Ich will diesem Duckmäuser einmal auf die Schliche kommen."

„Weit ab vom Schienenwege, gewaltiger Maschienenmann! Es handelt sich heute nicht um verbotene Schliche. Vielmehr auf ernstem Berufspfade hat mich unversehens eine Art von Gewissensscrupel gepackt, Theilnehmer zu werden an diesem Gelage, und um ein Haar breit wär' ich ausgeblieben. Es war furchtbar dumm. Der Arzt soll kein Mitleid aufkommen lassen; darf nicht weich

werden; darf nicht schmerzlichen Empfindungen nachhängen, die Einzelnen gelten. Wo blieben die Pflichten für's Allgemeine; wo die Kraft und Fähigkeit, Jedwedem, der ihn in Anspruch nimmt, männlich-fest beizustehen, wollt' er weichherzige Wehmuth Diesem und Jenem widmen? Die Verhältnisse, ja sogar die Persönlichkeiten seiner Patienten müssen ihm Nebensache bleiben; die Sache selbst: Wissenschaft contra Krankheit, muß ihn erfüllen! Das weiß ich wohl, erkenne die strenge Nothwendigkeit an ... dennoch setzt sich fortwährend der Mensch bei mir in Opposition wider den Arzt. Heute wäre der Letztere schier unterlegen. Mein Alter schickte mir einen Jungen, der ihn zu seinem kranken Schwesterchen beschworen hatte. Der Knabe gefiel mir durch sein offenes, zutrauliches Wesen; sprach bestimmt, verständig, dabei bescheiden, so daß mein Unwille über die lästige Störung fast gemildert wurde, und ich nur einige mürrische Ausrufungen, als zum Beispiel: Soll man denn gar keine sichere Stunde mehr für sich haben? — muß das nun gerade heute Abend dazwischen kommen? — und so weiter, losließ. Ich folgte ihm. Von der Aermlichkeit der Behausung, dem halsbrecherischen Aufgang, den dürftigen Umgebungen schweig' ich. Dergleichen ist mir nichts Neues mehr, und stand nicht anders zu erwarten. Desto unerwarteter die Sauberkeit dieser Armuth, die gute Sitte dieser unerzogenen Leute, welche

auch nicht eine Regung von Bitterkeit gegen Gott und Welt zeigten, was in ihrer traurigen Lage wohl verzeihlich gewesen wäre. Nur Geduld und Ergebung sprach aus ihrer Elternliebe, aus ihren Besorgnissen. Seines schwer verletzten, langsam ausheilenden Armes gedachte der Vater nur in so weit, als er gegenwärtige Arbeitslosigkeit damit rechtfertigte. Er und die Mutter ließen ihre eigenen Entbehrungen ganz bei Seite, lediglich bestrebt, meine Theilnahme für die fünfjährige Tochter anzueifern. Was dieser fehle? welche Krankheit im Anzuge sei? ob ich Mittel wüßte, vorzubauen? Darauf einzig und allein gingen ihre ängstlichen Fragen hinaus. Mir genügte ein Blick zur Ueberzeugung, daß dieses Kind nicht eigentlich krank, oder genauer bezeichnet, daß es nur krank sei an Mangel; daß der schwächliche, reizbare Organismus jener kräftig ernährenden, regelmäßigen Unterstützung bedürfe zu seiner naturgemäßen Entwickelung, mit welcher im kleinsten geordneten Haushalte eine sorgliche Mutter nachhilft. Hier, wo es an Allem gebrach, wo Eltern und Bruder ihren Hunger mit den gröbsten Stoffen kaum zu stillen wußten, . . . wie hätten da Rathschläge hingepaßt, die der Arzt leicht ertheilen, die der Arme nicht befolgen kann? Ich schämte mich meiner Albernheit, als ich, nur um etwas zu sagen, einige herkömmliche, darauf abzielende Redensarten hinwarf. Wie gesagt: Ein Armenarzt darf sich von mit-

leidigen Gefühlen nicht übermannen lassen, wofern er nicht mindestens Millionär ist. Er wäre verloren, wollt' er überall spenden, wo er Noth findet. Gar ein armer Teufel gleich mir. Trotzdem ging mir's diesmal recht zu Herzen. Lacht mich aus ob meiner Sentimentalität, ich war drauf und dran, unsern „lustigen Abend" zu opfern. Doch besiegt' ich diesen Anfall von Schwäche, ließ die Vernunft walten, gelangte zur Einsicht, daß ich den Lauf irdischer Dinge nicht ändern werde, und fand endlich einen Mittelweg. Ich steckte dem armen Jungen in die Hand, was ich an Silbergelde bei mir trug, id est mein baares Vermögen; viel ist's nicht gewesen, und während er noch zögerte, festzuhalten, was ich ihm aufdrang, eilt' ich raschesten Laufes davon. Mir war bange, ich könnte noch einmal umkehren ... und dann hättet ihr mich heute nicht gesehen. Nun genug von der Geschichte! In mir schwirren Faust's Worte: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!" Es ist Zeit, daß ein paar Stündchen menschheitlicher Freude die Jammermelancholei verscheuchen!"

Die Freunde hatten ihn aufmerksam angehört. Jetzt standen sie ernst-schweigend um den großen Tisch in Mitte des Zimmers, von welchem Anselm verschiedene Bücher, Mappen voll Zeichnungen, Reißbretter und kleine Modelle weggeschafft, und welchen Christoph, ab- und zugehend, bereits mit Schüsseln, gefüllten Körbchen

und Gläsern besetzt hatte. Vierzig Thaler lagen beisammen; Adrian's Banknote, Anselm's und Albin's harte Thalerstücke, und Alphons hatte sich mit einem Friedrichsd'or betheiligt, dem er vier einzelne Scheine und zehn Münzgroschen beigefügt. „Der Aermste," sprach er scherzend, „zahlt immer in Gold; er bringt gewöhnlich den letzten Sparpfennig, den er für solche außerordentliche Gelegenheit aufgehoben!"

„Nun, was schreib' ich auf den Bestellzettel?" fragte Anselm, die Feder eintauchend.

„Halt," rief Alphons dazwischen, „mir kommt eine Idee. Darf ich etwas vorschlagen?"

„Hear him! — Hear him! — Was wird da herauskommen?"

„Sein altes Wort: nur guten Rothwein! keine Mischung!"

„Doch nicht. Mein Vorschlag lautet folgendermaßen: Der Goldfritze wandert in Anselm's Tasche, um wenigstens einen Theil seiner Auslagen zu decken. Die vier Kassenanweisungen werden auf eben so viele Fläschchen alten Ungarweins verwendet, aus Anton Hübner's wohlberufenem Keller. Zehn Groschen fallen als Trinkgeld auf Christoph, der zu schaffen bekommt. Bleiben Adrian's Zehnernote und zwanzig harte Silberlinge, in Summa dreißig Thaler. Jetzt aufgepaßt! Zunächst wird in zwei gleiche Hälften getheilt der Ueberfluß an

Lebensmitteln und Näschereien, die hier aufgeschichtet stehen. Eine Hälfte bleibt hier zurück; die andere packt Christophorus vorsichtig in seinen großen Henkelkorb, den ich tragen will; . . . es ist dunkel genug in den Gassen und der Mantel hilft verdecken. Wir brechen auf. Wir kaufen unterwegs: erstens also vier Fläschchen Ungarwein für's Stärkung brauchende Kind. Sind bezahlt, in den Korb damit! Zweitens sechs Flaschen guten Rum. Jedweder steckt deren eine in seine Rocktasche; die zwei überbleibenden in den Korb! Dadurch sind nun zwar vom Zehnthalerscheine vier Thaler abgezweigt; doch hilft nichts. Der Mann mit dem lahmen Arme will auch einmal ein Glas guten Grogg schmecken, bei der feuchten Kälte, und wir wollen heißen Punsch trinken. Gut. Ferner wird eingekauft: so viel Kaffee und Zucker (die Laden steh'n ja noch auf), als es für sechs Thaler giebt. In den Korb damit!"

„Immer in den Korb?"

„Er wird mir allerdings etwas schwer; ich habe nichts dawider, wenn Ihr mich ablösen wollt beim Tragen . . . denn Christoph hat Anderes zu thun; der muß beim Kleinhändler Holz und Kohlen besorgen, so viel er fortschleppen kann. Werden uns etwa noch neunzehn Thaler und zwanzig Groschen bleiben. Dann langsam, leise, behutsam die steilen Treppen hinauf zu Adrian's Schützlingen! Je unerwarteter wir sie überraschen,

desto größer die Freude! Hinstellen, sich auf keine Erklärung einlassen, verschwinden, das muß Eins sein. Unterdessen kocht's hier im Kessel über'm Kaminfeuer wie toll und rasend, und das Wasser dampft wie aus einer Lokomotive. Und wir pflanzen uns um vorstehende Tafel, brauen uns einen steifen Punsch (Jeglicher hat ja die Flasche in seiner Tasche), der bis in die Fingerspitzen reicht, und trinken und essen, und plaudern von dem armen Völkchen dort oben unter'm Dache, wie sie kosten, probieren, naschen, sich ihre Entdeckungen mittheilen, zuletzt die neunzehn Harten finden; wie sie ihren Augen erst gar nicht trauen; wie sie ... na, wollten wir uns nicht einen lustigen Abend machen? Voilà!"

Anselm schüttelte bedenklich den Kopf: „Eine hübsche Idee, aber ..."

Albin reichte dem Sprecher die Hand, und nickte „Ja!"

Adrian warf sich ihm an die Brust: „Alphons, alter Junge, Du hast im Kriege auch erfahren, was Frost, Hunger, Durst heißt. Du bist ein treues Herz, Premierlieutenant! Wär' ich Kriegsminister, ich machte Dich morgen zum Hauptmann; ein Hauptkerl bist Du schon. Und nun rasch an's Werk!"

Von Neun bis Zehn.

Bei Klausemann's schliefen sie fest. Sie waren ziemlich gesättigt zur Ruhe gegangen, mindestens nicht mehr von Hunger geplagt; und sie hatten die Ruhe auch bald gefunden in festem Schlafe, da Brigitte ihnen das beste Beispiel gab. Das Kind, gelabt und durchwärmt, war mit dem letzten Löffel Suppe im Munde, aus lebhafter Lust an solchem lange entbehrten Wohlgeschmack, zum tiefsten Schlummer hingesunken, dem die Erquickung so recht auf ihrer heitern, fieberfreien Stirn, auf ihren lächelnden Lippen geschrieben stand. Und sowie die andern Drei sich davon überzeugt hatten, blies Reinhold das Licht aus, sie krochen auf ihre kümmerlichen Lagerstätten und ahmten dem Lieblinge nach, Jeder auf seine Art. Ihre Stubenthüre vorher zu schließen wär' ihnen nicht eingefallen. Denn in diesem Hause, obwohl von nächsten Nachbarn ihres Standes umgeben, wohnten glücklicherweise, wie Vater Klausemann sich überzeugt hatte, „nur arme, keine schlechten Leute. Gesetzt aber, es hätte sich Einer dazwischen verlaufen, der lange Finger machen wollte . . . was wär's weiter? Darum brauchen wir uns noch immer nicht einzusperren; denn warum? so pfiffig ist kein Spitzbube nicht, daß er zu stehlen verstünde, wo's nichts zu stehlen giebt!"

Es schwieg von Menschenstimmen im weiten, öden,

schiefen Gemache. Aber andere Stimmen flüsterten geheimnißvoll, zitterten summend durch den dunklen Raum, wie sie sich mit Eintritt der Nacht überall erheben, wo das Gespräch der Bewohner verstummt. Wer in der Finsterniß wacht, des Schlafes harrend, kann jene unbeschreiblichen, unerklärlichen Töne immer belauschen, sobald er darauf achten will. Man fragt sich wohl, woher sie kommen? wie sie entstehen? was sie bedeuten? Doch man vermag's nicht auszufinden. Bisweilen singen sie gefällig den des Schlafes Bedürftigen friedfertig ein. Bisweilen hinwiederum ermuntern sie den Lauschenden vollends, und will er dann, zu klarem Bewußtsein gelangt, sie gründlich erforschen, ihre Modulationen verfolgen, da ... schweigen sie, und er vernimmt nichts mehr. Man möchte sie die musikalische Begleitung (mit Sordinen) jener Melodramen nennen, welche der fruchtbarste, große Poet, der Traum, allnächtlich dichtet. Er ist Hofpoet und Bänkelsänger in Einer Person. Besonders aber zeichnet er sich aus vor allen übrigen seiner Kollegen dadurch, daß er kein anderes Publikum sucht, als seinen eigenen Schauspieler; daß er sich mit diesem als einzigen Zuschauer begnügt; daß er nur für den Darsteller arbeitet, dem er dafür auch nicht selten übermenschliche Anstrengungen zumuthet. Freilich macht er auch mitunter höchst bescheidene An=

sprüche, und beglückt, wen er besonders liebt, durch leichte, sanfte, zarte, beseligende Aufgaben.

Eine solche hatte seine Gunst heut unserer kleinen Brigitte zugedacht. Das arme Kind sah wunderliebliche Bilder, und fand sich spielend in ihre Rolle, die eben nur darin bestand, sich an den Bildern zu ergötzen. Sie hörte langsam die Thüre öffnen; vernahm leises Geräusch, bescheidenes Murmeln; sie sah, bei matt von unten empordringendem Schimmer der Laternen, welche im Rufe stehen, die Straßen der Stadt erleuchten zu wollen, einige schöne Herren, unter denen sie einen Offizier bemerkte. Diese schienen beladen mit allerlei im trüben Halbdunkel nicht deutlich erkennbaren Gegenständen, welche in verschiedensten Formen den Tisch füllten. Es flimmerte dazwischen wie von Flaschen. Ungewohnter Duft von Braten und süßem Gebäck schien sich um sie zu verbreiten, den sie begierig einsog. Dabei musizierten die geisterhaften Klänge, vor denen sie sonst in schlaflosen Stunden kindisches Bangen gespürt, unausgesetzt weiter. Diesmal ohne sie zu ängstigen. Sie thaten ihr wohl, machten ihr Muth, erregten Ahnungen . . . unbestimmte Hoffnungen. Was war das? klirrte da nicht Silbergeld? Ja, sie besann sich aus besseren Tagen, aus den ersten Jahren erwachender Kindheit, wenn der Vater harte Thaler am Sonnabend als

Arbeitslohn für die Woche mitgebracht. Ja, ja, das war's! O die kleine Brigitte hatte schon wirkliche große Thalerstücke in Händen gehalten, hatte damit gespielt, geklimpert, kannte den viel verheißenden Klang. Es durchschauerte sie. „Aber 's ist doch nur ein Traum?" Der finstere Gedanke stieg in dem Kinde auf, störte des Zaubers Wonne. „Ach, wenn ich nur nicht erwachte! laß mich weiter träumen, lieber Gott, daß die Eltern Alles finden, was auf dem Tische steht; die Mutter den Kaffee, der Vater die Thaler, der Reinhold den Braten, und ich ein Stückchen Kuchen! Ich schmeck' ihn schon. Nur noch ein Bischen Traum, lieber Gott!"

Jetzt entfernten sich die fremden Gestalten. Leise, vorsichtig, wie sie gekommen. Sie schwebten auf den Zehen, unhörbar, gleich anständigen concessionierten Geistererscheinungen, gleich bürgerlichen Gespenstern in Amt und Würden. Kaum daß die krumm geworfenen Dielen unter den Spitzen ihrer Stiefelsohlen ein wenig knisterten.

Da geschah's, daß Christoph, der von Kohlenstaub geschwärzte, über eine Unebenheit des Fußbodens stolperte, was einiges Geräusch machte. Der Techniker applicierte dem Strauchelnden einen auf Gesetzen der Mechanik beruhenden Puff in's Genick, der zugleich die wohlberechnete Wirkung übte, dieses unwürdige Mitglied der Geisterwelt mit Maschienengewalt von zwei

Pferdekraft durch die offene Thür in den Flur hinaus zu schleudern, worauf die feineren Gespenster dem groben folgten. „Der Letzte macht die Thür zu,“ flüsterte Anselm. Dieser Letzte war Alphons. Bevor er gehorchte, schlich er noch einmal zurück, bis an's Lager der kleinen Brigitte, beugte sich über die Schläferin und sagte: „In dem Alter war meine Schwester, da wir sie in den Sarg legten!“

Dann ging er hinaus, zog die Thüre hinter sich zu und erreichte auf der Treppe die Freunde, denen Adrian mit seinem jetzt erst angezündeten Diebslaternchen hinab leuchtete.

Und abermals hebt es zu singen an, mit geisterhaftem Säuseln, seine unverständlichen Melodieen klagend, begleitet von der Schlafenden Athemzügen.

Da durchbricht ein heller Ausruf: „Mutter — Vater!“ — das Tönen einsamer Stille, und wie von elektrischem Schlage geweckt, springt Frau Gertrud auf beide Füße, nach dem Kinde zu sehen. Denn Mutterliebe wacht auch im Schlummer, und ihr entgeht nicht die leiseste Mahnung: „Was ist Dir, Brigitte? Was willst Du? Bist Du kränker?“

„Ach wo, Mutter! nur gar so schön ist's gewesen. Hast Du sie nicht gesehen?“

„Wen denn, liebes Mädel? Du träumst wohl noch? Oder sprichst Du im Fieber? Wen soll ich gesehen haben?“

„Die fremden Herren! Die vielen Geschenke! Die guten Eßwaaren . . . und die harten Thaler!“

„Gott steh’ mir bei, sie redet irre.“

Unterdessen ist auch Klausemann erwacht; Reinhold reißt die Augen auf, bemüht sich des Schlafes Bande abzuschütteln; Beide horchen auf Brigittens Erzählung, die ihnen Wunderdinge verkündet.

„Besinn’ Dich doch,“ ruft der Vater hinüber zu ihr, „plappere keine Thorheiten! Wer soll zu uns gekommen sein, jetzo, in nachtschlafender Zeit? Wer soll uns Geld bringen, oder Speisen? Gieb Dich zufrieden und schlafe weiter!“

„Aber guckt nach dem Tische, Vater! Das sind keine Thorheiten. Seht Ihr’s nicht blinkern? Riecht Ihr nichts?“

Reinhold hat sich auf seinem Strohsacke emporgerichtet. Er starrt durch die Dämmerung, reibt sich Augen und Nase, reckt den Hals so lang er kann: „Meiner Treu’, mir sieht’s auch danach aus, als gäb’s kuriosen Kram auf unserem wackligen Tische, und hatt’ ihn doch abgeräumt und rein gefegt, eh’ ich mich niederlegte! Das muß untersucht werden!“

Er macht Licht, thut etliche Schritte, bleibt mit offenem Munde vor dem unglaublichen Anblick stehen, und die Talgkerze als Deuter benützend, weist er damit auf die Wunderwerke dieses Abends. Der Vater geht

dem Lichtscheine nach, taumelnd vor Erstaunen, gleich einem Nachtschmetterlinge vom Glanze geblendet. Die kleine Brigitte, welcher Vater und Bruder die Aussicht benehmen, fleht in dringender Bitte: „Ich auch! ich auch!"

Die Mutter nimmt sie auf und trägt sie hinzu.

Haben jemals vergoldete Glaskronen, Lüstres, Astrallampen, bei strahlender Verklärung größere Pracht und Herrlichkeit, haben sie aufrichtigere Freude beleuchtet, als hier die dünne triefende Kreuzerkerze that? Haben jemals glücklichere Herzen, und so dankbare, geschlagen, als heut Abend bei Klausemann's?

Nun erst kam die Gittel zu Ehren mit ihrem Traumgesichte. Nun erst mußte sie berichtend auseinandersetzen, was sie im Halbschlummer wahrgenommen: „Ja so war's, Ihr könnt mir's glauben, und ich hab' mich gar nicht gegrault dabei, nicht so viel wie eine Mücke groß. Und da der Herr Soldat sich über mich hinbog, und an seine Schwester selig dachte, da fielen mir zwei heiße Tropfen auf die Stirn, da drückt' ich geschwind die Augen ein, damit er glauben sollte, ich schliefe noch; denn ich wußte nicht Bescheid, was mir widerfuhr."

„Das hat der junge Arzt eingerührt," jubelte Reinhold. „Nur der hat die Andern angestiftet. Das sieht ihm ähnlich, meinem lieben „Substitut." Bei uns war er unseres Herrgotts sein Substitut! Nicht so, Vater? Nicht wahr, Mutter? Ha, die Flaschen: „Echter Jamaika-

Rum!" Da könnt Ihr Euch eine Güte thun, jeden Abend einen Humpen Grogg, zur Schlafmütze!"

„Und die Krapfen . . . die Rosinen . . ." lachte Brigitte.

„Und der Kaffee, der Zucker, pfundweise!" lispelte Frau Gertrud, die Pakete wiegend und prüfend.

Vater Klausemann ließ die Thaler durch seine Finger laufen: „Siebenzehn . . . achtzehn . . . neunzehn! Es ist zu viel! Wir sind aus aller Angst! . . . aber können wir's denn annehmen? Von fremden Herren? Dürfen wir?"

„Die Glock' hat Zehn geschlagen; Zehn hat die Glocke geschlagen!" rief des Wächters heisere Stimme aus der Ferne herauf.

„Lobet Gott den Herrn!" ergänzte der Vater, und dankbar wiederholten's die Mutter und Reinhold.

Brigitte gab ihr Wort auch dazu: „Ich lobe Gott den Herrn! ich lobe unsern Herrn Doctor! . . . aber ich bitt' um eine Rosine!"

Das war ein lustiger Abend.

„Hat ihm schon!“

Eine Wiener Erinnerung.

So oft ich dieses, seit einiger Zeit auch in Norddeutschland üblich gewordene Citat vernehme, erinnere ich mich meines Wiener Aufenthaltes von den Jahren 41, 42, wo ich es zuerst gehört habe; und zwar auf der Bühne, aus dem Munde des originellen, echt komischen Komikers Wenzel Scholz, der in einer höchst ergötzlichen, durch Nestroy aus dem Französischen in den wiener Lokalpossen-Zuschnitt übertragenen Posse „Die beiden Nachtwandler,“ als Einer derselben von den Freuden des Rauchers träumte. „Schöne Pfeifen seyn meine Passion!“ versicherte der Noctambulus mit verklärter Stimme, stopfte symbolisch den geträumten Meerschaumkopf, schlug mehrmals vergeblich Feuer (ohne Stahl und Stein), blies an, pinkte ängstlich wieder, bis er endlich den unsichtbaren Schwamm glimmen zu sehen vermeinte, worauf der befriedigende Ausruf erfolgte: „Hat ihm schon!“ — Untersucht hab' ich damals näher nicht, ob selbiger Ausruf aus dem Leben entnommen war, oder ob er erst durch Scholz in's Leben gekommen ist. Gleichviel. Er lebt heute noch, ist ja sogar bis zu uns gelangt, hat sich bei uns eingenistet. Ich weiß nicht, wie der Sammler und geistreiche Herausgeber der „Geflügelten

Worte" ihn betrachtet? Wird Er ihn als solches aufnehmen in neue vermehrte Editionen? Oder wird Er ihn, gleich mir, zu den modernen Barbarismen zählen, die wie Spähne und Fetzen im Winde hin und her fliegen und von gedankenloser Bequemlichkeit benutzt werden, als Aushülfsbrocken und Lückenbüßer den Periodenbau fauler, leerer Schwätzer zu flicken, wo eigene Gedanken und Einfälle ausbleiben? Solche edle Herren nehmen, was sie ohne Mühe erhaschen. Ja, man sollt's kaum glauben, sie scheuen sogar vor großen Dichtern nicht zurück, wenn ein abgerissenes Läppchen ihnen brauchbar scheint, geistige Blöße momentan zu decken. Wie lange muß, um davon nur ein Beispiel anzuführen, „des Pudels Kern" jetzt schon vorhalten! Und wie erschreckend, unpassend und falsch wird derselbe häufig angewendet, so daß, wer ihn vernimmt, zugleich die Gewißheit empfängt, der Anwender ahne nicht im Entferntesten, was Pudel und Kern ursprünglich bedeuten. Ungleich beliebter und geläufiger sind freilich Citate, denen keine tiefere Bedeutung innewohnt.

Nestroy sowohl wie Scholz, der Erstere als Possendichter, der Andere als Possenspieler, haben unbeschreiblich viele dergleichen geflügelte Worte von den Brettern in die Welt geschickt, deren Schwungfedern zwar nicht immer schwanenrein gewesen, doch darum nicht weniger weit gedrungen sind. Scholz war nebenbei

auch Autor: das heißt, er schrieb bisweilen zu seinen Benefizvorstellungen einen Schwank zusammen, den er selbst „ein'n Schmarrn" benannte, der ihm jedesmal ein volles Haus sicherte, der aber auch regelmäßig ausgepfiffen wurde, was er als zur Sache gehörig betrachtete und mit lächelnder Ergebung hinnahm. Nun hat vorliegendes Geplauder zwar ein ganz anderes Ziel, als von Scholz und dessen leider längst verklungenen Scherzen zu reden; weil ich aber doch einmal vom geraden Wege abgeschweift bin, so seh' ich nicht ein, weshalb ich mich nicht an der Hand meiner Schwatzhaftigkeit noch ein Stückchen weiter verlaufen und den lustigsten, harmlosesten aller G'spaßmacher (der übrigens auch als charakteristischer Darsteller Verdienste besaß) nicht als Poeten einführen sollte? Nachstehende Reime fand ich, von seiner Feder eingeschrieben, im Stammbuche seines Schwiegersohnes:

„Wer dichten kann, soll dichten
Ein herrliches Gedicht;
Ich muß darauf verzichten,
Es ist mein Handwerk nicht.
Wer zeichnet, lass' ein Zeichen
Hier zum Gedächtniß steh'n:
Von mir ist was dergleichen
Auf Ehr' nicht anzuseh'n.
Ich geb' in diesem Rahmen
Mein Erbgut, meinen Stolz —
Es ist mein schlichter Namen,
Er heißet: Wenzel Scholz." —

Ich wünsche, dieses Reimsprüchlein möge denjenigen Lesern, die sich aus eigener Anschauung noch auf den guten dicken Wenzel besinnen, ihn wie er leibte und lebte in's Gedächtniß gerufen haben! und wende mich nun meiner kurzen Erzählung zu, will jedoch nicht verschwören, daß ich nicht noch einige Seitensprünge machen werde.

Die Schwierigkeiten, welche vor vierunddreißig Jahren die Wiener Censur jedwedem öffentlichen Vortrage entgegenstellte, hatten mich schon bei meinem ersten längeren Aufenthalte daselbst verhindert, als Vorleser Shakespeare'scher Dramen aufzutreten. Sie waren, da ich zum zweiten Male dort verweilte, wo möglich noch unüberwindlicher geworden, und weil der Polizeiminister Graf Sedlnitzky mir Thor und Ohr hartnäckig vor der Nase zuschlug, richtete ich mein Streben dahin, beim Fürsten Metternich Eingang zu finden, und durch sein mächtiges Fürwort mir so viel Vertrauen zu erringen, daß meinem eigenen Ermessen überlassen bleibe, was in des größesten Dichters Werken, bei Vorträgen vor großem gemischtem Publico, aus politischen, religiösen, oder sogenannten Schicklichkeits-Bedenken etwa gestrichen werden müsse. Ein solches Vertrauen von „höchster Polizei-Hofstelle" erwarten, gehörte allerdings in's Gebiet des Nochnichtdagewesenen; aber gerade in seiner Unerreichbarkeit bestand die schwierigste aller mich hemmenden Schwierigkeiten. Man wolle erwägen, daß

Shakspeare damals fast noch ein Fremdling war, den nur kleinere Kreise von Eingeweihten kannten und würdigten. Bis auf Hamlet, Lear, Othello, Romeo und Julia, Kaufmann von Venedig reichte das Verständniß zur Noth; diese waren, hauptsächlich durch Schreyvogel's (West) nie genug zu preisende Verdienste um's Burgtheater, den Besuchern dieser echten Kunstanstalt näher gerückt . . . in seinen discreten und musterhaften Bearbeitungen. Viel weiter reicht' es nicht. Und ich prahle keineswegs, wenn ich ausspreche, daß meine Recitation anderer Dramen, wie König Johann — Richard II. — Heinrich IV. — V. — Cäsar — Coriolanus — Viel Lärm um Nichts — Was Ihr wollt — Sommernachtstraum u. s. w., vorbereitend und bahnbrechend dazu beigetragen haben, wie früher in Berlin, Königsberg und mehreren anderen Städten, so auch später in Wien, des Weltdichters Größe Solchen anschaulich zu machen, denen sie vorher Schrecken eingeflößt. Wenigstens werden mir die Herren Buchhändler da wie dort bestätigen, daß mein jedesmaliges Auftreten neue Bestellungen auf Shakspeare's Werke nach sich zog.

Doch so weit sind wir noch nicht. Erst müssen wir veniam docendi haben und das ist, wie gesagt, „nix Kleines!"

Es würde zu weit führen, wollt' ich auseinandersetzen, durch welche kleinliche Gegenbestrebungen, um's

nicht Kabalen zu nennen, mein Wunsch: nur einmal wenigstens bei Metternich's „loslegen" zu dürfen, immer wieder vereitelt wurde. Und wahrscheinlich wär' er niemals in Erfüllung und mit ihm meine ganze Wiener Leserei in die Pilze gegangen, hätte nicht eine günstige Fügung gewollt, daß Gräfin Flora Fries, geb. Pereira, in deren mütterlichem Hause ich 1834—35 schon heimisch gewesen, mich eines Abends aufgefordert, ihr aus einem Shakspeare'schen Schauspiele, ich weiß nicht mehr, aus welchem, einen Act lebendig zu machen. Es war Niemand zugegen, außer Baron Karl Hügel, der hochgebildete Reisende und Naturkenner, dessen berühmte Glashäuser in Hietzing für Fremde aller Nationen stets eine Hauptschönheit in den nächsten Umgebungen der Kaiserstadt bildeten. Ich glaube annehmen zu dürfen, dieser wohlwollende Mann sei's gewesen, der die Abneigung der Fürstin Melanie Metternich gegen mich in so weit zu mildern gewußt, daß sie sich entschloß, mich wenigstens am dritten Orte zu hören, bevor sie mir des eigenen Salons Pforten öffne, oder verschlösse? Solchen dritten Ort ausfindig zu machen, hatte Gräfin Sandor, ihre Stieftochter, übernommen, welche, für den Moment auf eine Interimswohnung beschränkt, zu größeren Gesellschaften bei sich keinen Raum fand. Pilat, dem die Unterhandlungen aufgetragen waren, versicherte sich zuvörderst meiner Bereitwilligkeit für die Tochter seines

Herrn und Gebieters und erst nachdem ich diese freudig ausgesprochen, rückte er in einem Morgenbilletchen mit der nachträglichen Erklärung hervor, daß Gräfin Sandor die in ihren engen Räumen nicht unterzubringende Zuhörerschaft zur Gräfin Karoly transplantieren wolle. Ich weigerte mich anfangs, gleich einem Drehorgelspieler, aus einem Hause in's andere zu wandern, wollte meine Abneigung der Gräfin Sandor mündlich auseinandersetzen; doch diese wußte mir die Sache so plausibel zu machen, versicherte mich: auch bei Gräfin Karoly sei ich dennoch bei ihr, sie werde mich als Frau vom Hause empfangen, und überdies lasse sich's nicht mehr ändern, denn die Fürstin, ihre Mutter, habe bereits zugesagt — das gab den Ausschlag. Ich begnügte mich, zu wiederholen, was ich früher bei ähnlichen Gelegenheiten schon festgestellt: daß man nicht daran denken dürfe, mir für derlei Abende Bezahlung anzubieten, sondern sich vielmehr „herablassen" müsse, meine künstlerische Leistung, wie eine aus Freude an ihr selbst hervorgehende, gratis anzunehmen. Dieser Punkt wurde abermals stipuliert und wir waren einig!

Gern erlasse ich dem Leser ausführlichen Bericht über Verlauf und Erfolg jenes Abends, der mir in der That Eintritt zur Fürstin Melanie, sowie durch ihre und ihres Gemahls gütige Vermittelung späterhin jene ersehnte Censurfreiheit für öffentliche Vorträge erwarb. Ich will

den Raum, indem ich mich und meine Angelegenheiten bei Seite schiebe, lieber benutzen, hier mitzutheilen, was mir kürzlich zu Händen kam: ein Schreiben des Politikers und Staatsmannes, der, wenn er auch mehr Ankläger und Gegner, als Lobredner und Verehrer hinterlassen hat, seiner unbezweifelten Begabung halber auch von erbitterten Feinden geachtet und von Vielen, die ihm näher treten durften, edler und anmuthiger Eigenschaften wegen, geliebt worden ist. Meines Wissens ist besagtes Schreiben, sollten auch einzelne Stellen desselben in die Lesewelt gedrungen sein, nie und nirgend vollständig im Druck erschienen. Keinesfalls aber ist der Brief, der es veranlaßte, zur weiteren Kenntniß gelangt. Schreiber des letzteren ist der berühmte Autor Fürst Pückler-Muskau, dessen Bewilligung ich mir natürlich erbeten, und für diese Mittheilung in liberalster Weise empfangen habe. „Der Verstorbene" hatte d. d. Schloß Branitz bei Cottbus, 12. October 1848, nach London an Baron Hügel, an denselben vortrefflichen, geistreichen Hügel, dessen ich bei Gräfin Flora Fries dankbar gedachte, sich gewendet, „um aus sicherster Quelle zu erfahren, wie es dem von ihm so treu verehrten Fürstenpaare gehe?" und hatte in Verfolg dieses Briefes u. A. gesagt:

„Wenn die Gegenwart ihn grausam und ungerecht verletzte (was übrigens der philosophische Fürst, wie ich

ihn kenne, gewiß mit großer Seelenruhe trägt), so wird die Geschichte ihm gerecht werden, ihm, der unter allen schwankenden Wetterfahnen der Zeit allein consequent in seiner Ansicht blieb, mit seinem System stand und ging. So handelten alle großen Charaktere des Alterthums. Ueber das System selbst mag man streiten, — auch Cato wie Cäsar hatten gleich feurige Anhänger, — aber der feste, unwandelbare, entschlossene Träger des einen wie des andern Princips bleibt jedem Denker ehrenvoll und groß, wenn sein Wirken aus einem Gusse geblieben ist und er nur dem Schicksal unterlag rc. — Auch unserer lieben und schönen Herrin bitte ich, meine treueste Anhänglichkeit in Demuth, wie immer, zu Füßen zu legen rc. — Ich war vor Kurzem in Wien, konnte aber bei meiner Ankunft keinen Eingang in die Stadt finden, weil eben eine der häufigen Emeuten stattfand, die jetzt dort an der Tagesordnung sind, und mußte in entfernter Vorstadt ein Unterkommen suchen rc. — Alles dies machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich mich von einem bösen Traume befangen glaubte. Und als ich am andern Tage Hietzing besuchte, konnte ich in den verwaisten Zimmern Ihrer schönen Besitzung mich nicht mehr der bittersten Thränen enthalten. Die Villa Metternich zu sehen, hab' ich mich nicht entschließen können." —

So viel aus dem Schreiben des fürstlichen Reise-

beschreibers, Welt- und Menschenkenners, hinreißenden Schriftstellers, wunderthätigen Zauberers, der Sandwüsten in blühende Prachtgärten umzuwandeln versteht, an den Freiherrn vom besten Schlage, welcher voll ritterlicher Treue die Verbannten in ihr Exil begleitet hatte. Was er dem Muskau-Branitzer „Director der Natur" (siehe Goethe's Gedicht „Auf Mieding's Tod") geantwortet, blieb mir leider unzugänglich. Dagegen darf ich einschalten, was Fürst Metternich auf Fürst Pückler's herzliche Grüße erwiedert:

Brigthon, den 25. Juli 1849.

— — — — — — — — — — —

„Lieber Fürst! Baron Karl Hügel hat mir Ihr Schreiben vom 12. October zur Kenntniß gebracht. Die Gefühle, welche der Verstorbene dem Verstorbenen schenkt, haben mich erfreut. Sie gehören zu den Lebendigen und es dürfte am Ende wohl möglich sein, daß in unserer umgewühlten Zeit in den Verstorbenen mehr Leben läge, als in den sich des Lebens Rühmenden.

„Sie irren sich nicht, wenn Sie auf meinen Gleichmuth bauen. Dieser Muth gehört allen Denjenigen an, welche wissen, was sie wollen, weil sie wissen, was Recht ist. In diesem Gefühle liegt eine Kraft, welche sich als Ruhe mitten in der Bewegung zeigt. Die Jury der Geschichte gründet ihre Aussprüche nur auf zwei Grundlagen, auf die Vergangenheit und die Zukunft,

auf die Ausgangs- und die Ankunfts-Punkte. Die Gegenwart bildet nur eine Brücke von dem einen zum andern Ufer. Das Leben verläuft auf den Ufern und nicht auf den Brücken, und daß ich mein Lager nicht auf dem Uebergangspunkte aufschlug, dies wird die Geschichte mir bezeugen! Eine andere, eine weit wichtigere Lehre wird die Geschichte bieten. Es ist die, daß Freiheit nur auf der Grundlage des Rechts, welches stets die der Ordnung ist, zu wurzeln vermag. Ich habe für die Ordnung gelebt und sonach die Freiheit gewollt; nicht die schillernde, sondern die wahre, die erwärmende und belebende. Habe ich mich geirrt, so ist dies nicht meinem Willen, sondern meiner Geistesschwäche zuzuschreiben. Die letztverflossenen neun Monate scheinen der Anklage gegen mich nicht günstig zu sein. Meine moralische Ruhe haben sie wenigstens schwankend zu machen nicht vermocht!

„Che vivra verra! Zu den Letzteren gehöre ich nicht; die Geschichte aber wird leben und ihrem Verdict sehe ich getrost entgegen. Meine Frau dankt Ihnen herzlich für die sie betreffende Erinnerung. Es wird sie wie mich freuen, wenn wir uns im Leben noch treffen. Das Wann und Wo läßt sich gegenwärtig nicht bestimmen. Ich kenne in der Welt nur zwei Plätze: den auf der Bühne oder den in einer Loge. Von der Bühne abgetreten, habe ich die Loge bezogen. In den Coulissen

weiß ich nicht zu stehen; im Parterre finde ich die Gesellschaft zu gemischt, und das Paradies suche ich in der andern, nicht in dieser Welt. Sie wissen sonach, wo ich zu finden bin!

Empfangen Sie die Versicherung meiner Ihnen bekannten Gesinnung. Metternich."

Ueber den Inhalt vorstehenden Schriftstückes kann ich mich jeder Bemerkung entschlagen. Ich gestatte mir nur, ehe ich auf den erzählenden Schwank eingehe, noch zu erwähnen, daß ich, so weit mir beschieden war, ihn sich äußern zu hören, den vielverketzerten Metternich ungleich freisinniger und liberaler gefunden habe, als eine große Anzahl Derjenigen, die ihn Finsterling, Heuchler, Tyrann schalten und schelten. Das ist nicht zu verwundern. Wem Robespierre und Marat für Freunde der Menschheit gelten, dem mag Metternich leicht als deren Feind erscheinen. Darüber zu streiten lohnt auch nicht mehr der Mühe, weil Für und Wider bis zum Ueberdrusse durchgesprochen ist. Was mich aber jedes Mal herzlich lachen macht, sind die Anklagen, welche wider des „allmächtigen Staatskanzlers" intoleranten Hyperkatholicismus angestimmt werden. Auch damit war es (wie mit vielerlei anderen Dingen, in denen der „Allmächtige" neben Kaiser Franz sehr unmächtig blieb) ganz anders bestellt, als die Ankläger wähnen. Man lese nur die sich immer wiederholenden

Rüffler nach, die Gentz in seinen Briefen an Pilat dem Oesterreichischen Beobachter bald fein, bald grob ertheilt, über dessen religiöse Controversen. Gentz giebt darin stets nur den Nachhall seiner Gespräche mit Metternich.

Jarcke, der zu Gentzen's Ersatz berufen ward, konnte sich, als aufrichtiger ultramontaner Fanatiker, durchaus nicht in die Stellung finden. Ihm behagte (ich weiß das aus seinem eigenen Munde) der „Indifferentismus“ des Fürsten eben so wenig, wie dem Fürsten, der daraus auch kein Hehl machte, die unduldsame inquisitorische Einseitigkeit des übrigens klugen und gutherzigen Jarcke behagen wollte. Das sprach sich auf's Deutlichste aus, als im Mai 48, nachdem Metternich längst fort war, Jarcke förmlich aufathmete und mir mit rührend-naivem Optimismus die Revolution für einen Triumph der Kirche zu schildern versuchte, weil eine Schaar Herumtreiber, bei Stürmung eines Hauses in der Vorstadt, das daran befestigte steinerne Muttergottesbild mit der ewigen Lampe respektiert und geschont habe! Er hielt diesen beseligenden Glauben wirklich so lange fest, bis jene seine Freunde die „Kappelbuben und Strapantzer“ sich über seine noch näheren Freunde, die Redemptoristen, hermachten, diese verjagten, sogar auf Flüchtlinge fahndend, sein Schlafzimmer durchtobten, wo sich Einzelne verborgen haben sollten! Da erst fing er an zu

begreifen, daß Metternich's „Indifferentismus" doch leichter zu ertragen gewesen sei.

Ich wiederhol' es: ich habe Metternich im persönlichen Verkehr sehr viel freisinniger und liberaler gefunden, als man ihn mir geschildert hatte. Nicht allein im Sprechen, sondern auch im Hören, was ungleich seltener ist bei solchen Herren. Man durfte unbefangen zu ihm reden, durfte dreist Alles heraussagen, ohne Furcht, es mit ihm zu verderben. Er liebte die Wahrheit zu vernehmen, ging darauf ein, ... bis auf einen gewissen Punkt, wo er dann mit feinem Lächeln achselzuckend schwieg. Vielleicht mußte man eben ein armer Schriftsteller und Theatermensch sein, um so mit ihm auszukommen? Bedeutende Männer, deren Meinung schwer in's Gewicht fällt, mag er wohl kurz abgefertigt haben, wenn sie sich allzu frei gehen ließen. — Und nun bitt' ich flehentlich um Pardon für diese abermalige Abschweifung, die nicht den geringsten Anspruch auf politische Einsicht macht; die dem geschwätzigen Erzähler fast unwillkürlich entschlüpfte. Dafür will ich mich jetzt desto genauer an die Ueberschrift binden, um meine kleine Geschichte zum Ende zu bringen.

Es war Mai geworden und diesmal ein sehr warmer, echter Mai, wie wir ihn leider so selten in Deutschland genießen. Die Salons füllten sich darum doch allabendlich, nur später als im Winter, weil die italie-

nische Opernsaison in Anspruch nahm, was vornehme schöne Welt heißt, und letztere sich gewöhnlich erst aus ihren Logen in Gesellschaft begab. Ich zog daraus den Vortheil, mit meinen Freunden oft in traulichem „Beisel" sitzen zu dürfen, ohne mich vor häufigen Einladungen ängstigen zu müssen. Die sogenannten „Extrazimmer", in welchen sich um Grillparzer, Bauernfeld, Witthauer, die beiden Alexander: Bach wie Baumann, und manche Andere, gern eine hübsche Anzahl heiterer Genossen schaarte, boten eigenthümlichen Reiz. Es geschah mir öfters, während solcher Sitzungen auszurufen: Wie froh fühl' ich mich, daß ich nicht mehr nöthig habe im schwarzen Schniepel aufzuwarten! daß ich meiner Feierabende Herr bin!

Doch man soll den Teufel nicht an die Wand malen. An einem der schwülsten Tage traf des Vormittags die Botschaft bei mir ein, ich sei dringend aufgefordert, „so rasch wie möglich" bei Gräfin Karoly vorzusprechen, die „etwas Wichtiges" mit mir besprechen wolle. Wirklich höchst begierig, zu erfahren, wodurch meine geringe Person der holden Excellenz „wichtig" werden könne, warf ich mich flugs in's Zeug. Auf alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten bereitete die, zwar schon dreiundvierzig Jahre alte, darum noch immer kindisch-jugendliche Phantasie, mich und sich vor . . nur auf das Nächstliegende nicht. Wer zum Henker hätt' auch darauf

kommen sollen? — Was wollte die heute ausnehmend Huldreiche von mir? Was sollt' ich? .. Lesen sollt' ich, vorlesen! nach der italienischen Opernvorstellung! — Himmlischer Vater!

„Sie sind neulich als Gast der Gräfin Sandor bei mir gewesen; heute bitt' ich Sie, uns die Freude zu machen als mein Gast!" So sprach die Gräfin, und in einem Tone, in einer Weise, daß keine Rede sein konnte von Widerrede. Denn das hilft nun einmal nichts, wahr muß wahr bleiben, was die bezauberndste Mischung von ungezwungenem, angeborenem wie anerzogenem, deshalb auch nie verletzendem Adelstolze, herz- und geistgewinnendem „Abandon" betrifft: darin bleibt die österreichische Aristokratie, und gerade die höchste, reichste, exclusivste Klasse derselben, einzig; darin könnte sie mancher anderen belehrenden Unterricht ertheilen, ... wenn „manche Andere" überhaupt geneigt wären, Unterricht und Lehre annehmen zu wollen.

Ich wehrte mich zwar ein Bischen, rückte mit allerlei meteorologischen Einwendungen vor, wurde jedoch sammt diesen entwaffnet; am schlagendsten durch die Versicherung, daß einige mir gütig gesinnte Gönnerinnen mich vor der Abreise auf ihre Landgüter noch einmal zu hören wünschten, und daß außer dem heutigen, kein Abend mehr unbesetzt bleibe! —

Folglich: „Nach der Oper!" Wann und wo stand

nun fest. Aber was? Shakspeare, so weit meine Fähigkeit reichte, mich zwergenhaft am Riesen zu vergreifen, war erschöpft. „Was sonst?“ fragt' ich. —

„Wie wär's mit den „Todtenkränzen“ von Zedlitz?“

„Um Alles in der Welt, Gräfin, nur keine lyrischen Poesieen, wenn's länger als eine halbe Stunde dauern soll. Das wird monoton, ermüdend, schläfert Leser wie Hörer ein. Es muß dramatisches Leben belebend walten, sollen wir nicht abstehen wie Fische in lauwarmem Wasser. Aber Zedlitz bringt mich auf einen guten Gedanken: hat er nicht den „Stern von Sevilla“ für die Bühne eingerichtet? Lange nicht aufgeführt! Macht sich beim Vortrage prächtig. Wie wär's damit?“ —

„Vortreffliche Idee! Sie sind charmant, Holtei, wissen gleich Rath. Dabei bleibt's: Stern von Sevilla, Punkt zehn Uhr!“ —

„Und fünfundzwanzig Grad Réaumur!“ flüsterte ich, mich empfehlend.

Da hatte mir das Gedächtniß einen perfiden Streich gespielt. Mir leuchtete Lope de Vega's herrliches Drama: „Der Stern von Sevilla,“ wie ein rechter Stern am Himmel poetischen Angedenkens, bei welchem die in Berlin und Weimar dadurch gewonnenen Erfolge in's Gedächtniß traten. Aber was ich dort mit Glück zu Gehör und zur vollen Geltung gebracht, war ja nicht Zedlitzen's Arbeit, war ja die meisterhafte Verdeutschung

des Freiherrn von der Malsburg gewesen! Und mit dieser ist es eigen bestellt. Denn ...

Barmherzigkeit! Hier werd' ich meinem Gelübde abermals untreu und gestatte mir eine Abschweifung. Doch diese wird, denk' ich, kein verständiger Leser mißbilligen, sollt' er auch die vorhergehenden nicht gebilliget haben. Sie hat literarisches Interesse, und giebt zu denken über den feinen Unterschied zwischen dramatischer Poesie und theatralischer Wirksamkeit.

Von Lope de Vega's Schauspielen, die nach Hunderten zählen, scheinen gar viele förmlich verloren gegangen, oder doch in unzugänglichen Winkeln versteckt zu sein. Wenigstens sind sie nicht aufzutreiben, trotz aller Bemühung, welche sammelnde Kenner daran gewendet haben. Unter diese gehört denn auch besagter „Stern von Sevilla" (im Originale), der nur auf uns gekommen ist in einer scenischen Einrichtung, wie sie ein gewisser Trigueros ihm angedeihen ließ. Nach dieser hat denn auch Malsburg seine Uebersetzung gemacht und stattet in der Vorrede Bericht ab: das Drama habe ursprünglich fünf Acte gehabt, sei erst von spanischen Bearbeitern auf deren drei beschränkt worden. Zugleich erzählt Malsburg, was in den ausgelassenen Scenen, wie Trigueros dieselben schildert, vorgegangen. Zedlitz hatte sich berufen gefühlt, jene gestrichenen Auftritte aus eigenen Mitteln wieder herzustellen, ... wie mich jetzt,

bei der Vorbereitung darauf, zu spät bedünken wollte, nicht besonders glücklich. Jedenfalls hat das Werk an concentrirter Kraft eingebüßt, was es an Umfang gewonnen. Ich erschrack über meine leichtsinnige Vergeßlichkeit, denn ich hätte das vorher schon erwägen sollen und können. Doch nun ließ sich nichts mehr ändern, und es blieb mir die Aufgabe, mich nur leidlich aus der selbstgelegten Schlinge zu ziehen. Wir litten insgesammt, der Leser gleich den Hörern, von der furchtbaren Hitze im überfüllten Raume. Mir fehlten die mundgerechten Malsburg'schen Kern= und Schlagworte. Die Zedlitz'sche Diction klang dagegen weichlich und breit. Zur Aufmunterung wechselseitiger Conduite trug es eben auch nicht bei, daß die regierende Frau Fürstin Liechtenstein Durchlaucht schon vor Abschluß des ersten Actes in Ohnmacht fiel und fortgetragen wurde, was ich, mein Geschick dem ihrigen vergleichend, mit Neid ansah. Wie gern hätt' ich mich davontragen lassen, ja, wäre herzhaft davongelaufen! Doch Zedlitz hielt mich fest. Um so fester, da er mir in selbsteigenster corpulenter Person gegenüber stand, und nicht gerade entzückt schien von meinem schlaffen Vortrage seiner unbestreitbar schönen Verse. Bis an's Ende des dritten Actes quält' ich mich und die Andern. Dann . . . ein kühner Entschluß: Z—u — zu, klapp's Buch zu! — Niemand hatte dawider etwas einzuwenden. Allgemeines Ahhh . . . ein Ah! der

Erleichterung. Dann rasches Erheben von den Zwangsitzen; munteres Bewegen und Regen freigewordener Zungen in vielstimmig lärmendem Durcheinander! — Ich hatte mich eben, vom Ruhme tief gebeugt, zur Seite gedrückt und suchte mich gegen Zedlitz, der sich übrigens billig und verständig bezeigte, zu entschuldigen; da trat Graf Fiquelmont, vormaliger kaiserlicher Botschafter in Petersburg, an ihn heran und fragte mit erhobener Stimme: „Dites moi donc, Baron, qui a composé ce chien de pièce?“ —

Der Moment war schrecklich. Alles um uns herum erstarrte in versteinernden Gruppen stummen Erstaunens. Ich habe nicht ergründet, ob der gewiegte Diplomat in Unkenntniß, oder in schelmischer Rachsucht für genossene Langeweile die Frage gethan? So viel nur weiß ich, daß ich die Flucht ergriff, ohne Zedlitzen's Erwiederung abzuwarten; weiß, daß ich die kurze Strecke Kärthnerstraße vom Karoly'schen Palais bis in mein „Bürgerspital“ rannte, gleich dem ertappten Diebe; daß ich erst zu lachen anfing, als ich im sichern Stübchen, nach Mitternacht, die letzten Stunden des Abends noch einmal an mir vorüberziehen ließ.

Fiquelmont's Frage hat, wie ich später hörte, die Runde gemacht, und ist, namentlich von des Dichters Freunden und Gönnerinnen, fürsorglich verbreitet worden. Denn was die weltgepriesene Wiener Gemüth-

lichkeit anlangt . . . dieser hat zu keiner Zeit eine gehörige Zuthat von freundschaftlicher Bosheit gefehlt. „Alles in Liebe und Güte!“

Einige Wochen darauf, wo die Geselligkeit nicht mehr innerhalb enger Gassen, sondern möglichst im Freien ihr Wesen trieb, rüstete ich mich eines heiteren Nachmittags zum Spaziergange, gerade wie ein mir unbekannter Mann in mein Zimmer kam, sich als Haushofmeister der Gräfin Karoly einführte, der, dem Befehle seiner Gebieterin gemäß, mir Zahlung zu leisten habe. Er holte ein Paket aus der Tasche, nahm aus diesem eine tüchtige Hand voll Ducaten und begann selbige auf den Tisch zu zählen. Ich unterbrach ihn in dieser an sich löblichen That, durch die Eröffnung: ich hätte von Ihrer Excellenz weder Geld zu erwarten, noch zu fordern, könne deshalb auch keines empfangen und ich müßte ihn ersuchen, wieder einzupacken. Nach einigem Zögern entschloß er sich dazu. Kaum hatt' er mich verlassen, so stieg mir die Besorgniß auf, der gute Mann werde vielleicht vorziehen über meine Weigerung zu schweigen? den Handel auf sich beruhen zu lassen? In der Gräfin Ueberzeugung würd' ich dann für den Empfänger ihrer Ducaten gegolten haben, bis „die Todten auferstehen“ und sämmtliche „Warum's“ klar und offenbar werden, nach Herrn Adolf Müllner's Versicherung. Ich legte folglich Hut und Stock ab, ergriff die Feder und ver-

faßte ein künstlich abgerundetes Schreiben, worin ich auf unsere Uebereinkunft hinwies, vermöge deren man nicht daran denken wolle, mich zu bezahlen. Auch setzte ich auseinander, daß ich eine Geldsendung auf solche Weise geradehin beleidigend fände, weshalb ich sie entschieden zurückgewiesen hätte. Ich berief mich zugleich auf all' die übrigen Damen der crême de la crême, deren jedwede dem Danke — welchen sie meiner Bereitwilligkeit schuldig zu sein geglaubt, wenigstens entsprechende, nicht verletzende Formen gefunden, und ihn in sinnigen kleinen Gaben der Erinnerung, von gütigen Briefen begleitet, ausgesprochen hätte, dergleichen kein anständiger Mensch entgegenzunehmen sich weigern dürfe, weil der pecuniaire Werth das Geringste daran sei. — Die Epistel gerieth ziemlich lang, war fein gedrechselt, . . . ob sie nicht zwischen den Zeilen einige Spitzen enthalten, lass' ich dahin gestellt. Ich selbst beförderte sie in die gräfliche, von Dienern jedes Calibers angefüllte Antichambre. Dies vollbracht, hielt ich jeglichen Zweifel beseitigt und die widrige Sache abgethan. Mit nichten!

Verabredetermaßen machte ich, bald nachher, mit Grillparzer eine Fahrt nach Schönbrunn, woselbst wir die in kaiserlichen Baulichkeiten nicht ganz freiwillig wohnenden unterschiedlichen Thiere zu beschauen uns längst vorgesetzt. Wie es um die Schönbrunner Menagerie gegenwärtig beschaffen sein mag, ist mir nicht bewußt.

Damals war sie gut versorgt, besonders reichhaltig an Pflanzenfressern aller Art und Gattung, aus allen Weltgegenden und Klimaten, vom Elephanten bis zum Steinbock. Wir hatten viel zu sehen, viel zu fragen, viel zu bemerken, und ich viel zu hören an Grillparzer's humoristischen Aeußerungen. Es ist nicht möglich, witziger zu scherzen, liebenswürdiger zu grollen, gutmüthiger zu schimpfen, als dieser Hypochonder . . . wenn er bei heiterer Laune war. Hatt' er seinen schlimmen Tag, dann konnt' er bisweilen in wirklichem Zorne aufwallen, konnte mitunter ein hartes Urtheil sprechen. Aber wohlwollend blieb er im Grunde seines Herzens doch, und geistreich war er stets. —

Wir hatten an jenem Nachmittage so viel Wiederkäuer die Kinnladen fleißig rühren sehen, daß bei ihrem Anblick Mahnungen unserer eigenen Verdauungswerkzeuge sich nach und nach fühlbar machten; weshalb wir gegen Abend beschlossen, nach Hietzing hinüber zu laufen und an Domayer's Küche zu pochen. Eben als wir die Schönbrunner Biber hinter den hohen Haufen junger, von ihren scharfen Zähnen abgerindeter Baumstämme verließen, hatte ich angefangen, dem Freunde ausführlich zu erzählen, was zwischen mir und dem Karoly'schen Kammerdiener, oder Haushofmeister, sich zugetragen. Mit Kopfschütteln hatte er jedes Wort begleitet. Wir befanden uns bereits in dem breiten hohen Baumgange,

der aus dem Schönbrunner Schloßgarten gen Hietzing führt, da ich begann, das an Ihre Excellenz gerichtete Schreiben ihm fast wörtlich herzusagen. Jetzt ging er aus dem Kopfschütteln in beistimmendes Kopfnicken über, horchte aufmerksam bis zu Ende und fragte dann, lauernd, gleich Einem, der den Andern auf irgend welcher Albernheit zu ertappen gedenkt:

„Nun? und durch wen haben Sie den Brief besorgt?"

„Ei, ich hab' ihn im Vorzimmer abgegeben." —

„An wen?" —

„Je nun, an die Dienerschaft ... an einen Kammerdiener ... an ..." —

„Tschappel! wohl gar an den nämlichen?" —

„Möglich. Aber es waren zehn bis zwölf Zeugen anwesend!" —

„Meinethalb hundert! Darum kann Jener ihn doch unterschlagen haben. Den Brief hat er verbrannt, die Ducaten hat er im Sack, und die Gräfin hat er versichert, ihre Sendung sei mit unterthänigem Danke eingestrichen worden. Lehren Sie mich diese Leute kennen!"

„Das wäre ja gräßlich! Was soll ich dagegen thun?"

„Es giebt nur ein Mittel: Sie müssen eine andere Dame bitten, Erkundigungen einzuziehen." —

„Das ist doch auch bedenklich, wie kann ich ...?" —

Während wir noch beriethen, kam uns eine große Gesellschaft entgegen, an deren Vorläufern ich sogleich

erkannte, daß es die Blüthe der noch in Wien weilenden ambulanten Aristokratie sei, die da eine kühl-erfrischende Abendwanderung durch den Kaisergarten beabsichtigte. Viele darunter, denen Grillparzer oder ich bekannt waren, grüßten freundlich und begleiteten ihre Grüße mit jener gewissen vornehmen Bewegung des rechten Armes, durch welche stolze Frauen ihre besondere Huld ausdrücken.

„Da kommt auch Gräfin Karoly," flüsterte ich Grillparzer zu. Sie war's! Ich befliß mich, ihr meine zierlichste Verbeugung zu machen. Sie jedoch, so wie sie den Blick auf mich gerichtet und mich erkannt hatte, wendete sich heftig von uns und dankte nicht.

„Hat ihm schon!" — rief der Dichter des Ottokar und der Sappho, so laut, daß Alle es hören konnten.

Die Ehre des Kammerdieners war gerettet und ich war beruhigt.

Bilder aus Graez.

I.

Wie fast jegliche Provinz in deutschen Landen ihr Abdera, ihr Schöppenstedt, ihr Schilda u. s. w. hat, wohin sie, oftmals höchst ungerechter Weise, alle menschlichen und bürgerlichen Thorheiten zu verlegen liebt, so auch dürfte es nicht schwer fallen, überall eine Stadt, oder ein Städtchen zu entdecken, allwo die Mehrzahl aus Staatsdiensten getretener Beamteter und Offiziere verschiedensten Ranges sich vorzugsweise gern niederläßt. Eine solche Pensionärstadt ist Graez (nicht „Gratz," wie man vor etwa dreißig Jahren auf höheren Befehl schreiben sollte!) in Steiermark. Dorthin zog der Ruf ausnehmender Wohlfeilheit früher Viele, die Ruhe suchend zugleich sparsam und anständig ausleben wollten, als in eine himmlisch gelegene, friedliche Landstadt, sonder lärmende Ansprüche. Jene belobte Wohlfeilheit ist längst verschwunden, der Friede ist auch dahin, dort wie anderswo; aus Gärten und Wiesen, die sich dereinst gleich Kränzen um alte Festungsgräben zogen, sind lange Reihen kasernenartiger Gassen geworden, und der verstorbene

I.

Wie fast jegliche Provinz in deutschen Landen ihr Abdera, ihr Schöppenstedt, ihr Schilda u. s. w. hat, wohin sie, oftmals höchst ungerechter Weise, alle menschlichen und bürgerlichen Thorheiten zu verlegen liebt, so auch dürfte es nicht schwer fallen, überall eine Stadt, oder ein Städtchen zu entdecken, allwo die Mehrzahl aus Staatsdiensten getretener Beamteter und Offiziere verschiedensten Ranges sich vorzugsweise gern niederläßt. Eine solche Pensionärstadt ist Graez (nicht „Graz," wie man vor etwa dreißig Jahren auf höheren Befehl schreiben sollte!) in Steiermark. Dorthin zog der Ruf ausnehmender Wohlfeilheit früher Viele, die Ruhe suchend zugleich sparsam und anständig ausleben wollten, als in eine himmlisch gelegene, friedliche Landstadt, sonder lärmende Ansprüche. Jene belobte Wohlfeilheit ist längst verschwunden, der Friede ist auch dahin, dort wie anderswo; aus Gärten und Wiesen, die sich dereinst gleich Kränzen um alte Festungsgräben zogen, sind lange Reihen kasernenartiger Gassen geworden, und der verstorbene

täglichen
unden an
ch auf die
-Uhr mir
ren. Er-
-Wandler
tert, damit
Gefolterte
u kommen,
keiten" er-
den, welche
en Klatsche-
hsen. Sehr
öhnt, waren
übrige Zeit
räflich, und
he, endemisch
Unfern dem
omenade eine
Anhaltspunkt
nen zu dienen.
rübergehenden,
zupressen wäre.
emacht, besagte
volksthümlichen
wsky, der Ober-

Castelli sang mit Recht, bei einem seiner letzten Besuche, zum Aerger sämmtlicher stürmischer Fortschrittsmänner:

„Bewundern muß ich, kann nicht mehr lieben —
Ach wärst Du kleiner geblieben!“

Gleichwohl hat Graez seine magnetische Anziehungskraft noch nicht verloren. Mögen heimische Hausfrauen wer weiß wie sehr über wachsende Theuerung jammern . . . trotz dieser wachsen dennoch fortwährend die Zuzüge, welche sie zugleich steigern helfen. Eine Familie um die andere rückt ein, und es wimmelt von — Excellenzen. Ja, nicht allein kaiserlich österreichische Staatsdiener, auch ganz Fremde, aus weiter Ferne Kommende, etablieren sich dort. Gemahlinnen russischer Millionäre lassen sich Villen erbauen; stolze Britten schlagen ihren Wohnsitz auf; legitimistische Franzosen sind schon längst heimisch; an Magyaren und Kroaten ist kein Mangel; Polen aber war, bis noch vor wenig Jahren, nicht allein durch freiwillig eingezogene Familien, sondern hauptsächlich durch einen seiner ausgezeichnetsten Söhne repräsentiert, welcher nicht freiwillig hier weilte, und von welchem ich im zweiten dieser Aufsätze zu plaudern gedenke. Heute will ich über einen ganz entgegengesetzten Charakter sprechen.

Was die „wimmelnden Excellenzen“ betrifft, so zeigten sich selbige gar verschiedenen Schlages. Recht liebe, kluge Herren — mitunter! Recht gelangweilte und

langweilige befanden sich doch auch unter den täglichen Spaziergängern, denen man zu gewissen Stunden an bestimmten Plätzen so sicher begegnete, daß ich auf die Idee kam, nach Linné's bekannter Blumen-Uhr mir eine pensionierte Excellenzen-Uhr zu konstruieren. Erbarmungslos wurde der harmlose Promenaden-Wandler durch sie überfallen, gepackt und förmlich gefoltert, damit er „Neuigkeiten" von sich gebe! Mancher Gefolterte mag in seiner Herzensqual, um nur los zu kommen, Scandälchen, Stadtgeschichten als „Neuigkeiten" erfunden, oder wenigstens ausgeschmückt haben, welche dann, weiter verbreitet, zu recht anmuthigen Klatschereien, Lügen und Verleumdungen heranwuchsen. Sehr natürlich. Jene Herren, an Thätigkeit gewöhnt, waren meist verlegen, wie sie jetzt die liebe, lange, übrige Zeit ausfüllen sollten? Sie ennuyierten sich sträflich, und verbreiteten um sich her eine müßiggängerische, endemisch ansteckende Atmosphäre der Langweiligkeit. Unfern dem Burgthore stand auf der gewöhnlichen Promenade eine Bank, vor vielen Bänken ausersehen, als Anhaltspunkt und Sammelplatz für ihren „Plausch" ihnen zu dienen. Da saßen sie und fahndeten auf jeden Vorübergehenden, aus dem möglicherweise etwas herauszupressen wäre. Ich habe nicht selten große Umwege gemacht, besagte Bank zu vermeiden. Sie führte einen volksthümlichen Namen. Als Se. Excellenz Graf Mitrowsky, der Ober-

landesgerichts-Präsident, von Prag nach Graez versetzt, seine Antrittsvisiten abstattete, wollte er auch den tapferen, redlichen, etwas derben Feldmarschall-Lieutenant Baron Legeditsch besuchen, fand diesen aber nicht daheim. Belieben Euer Gnaden nur auf „die“ Glacis sich zu bemühen, sagte der Diener; Excellenz sitzt um diese Zeit am „Klatschbankel!“

(Am für auf dem wird allgemein gesprochen; auch wohl geschrieben und . . . gedruckt. Man kann in Theateranzeigen lesen: Die Liebe am Lande — am Dache — und dergleichen mehr.)

Doch der Mann, dessen ich hier gedenken will, hat meines Erinnerns niemals auf jenem Klatschbankel gesessen; ich wenigstens hab' ihn dort nicht gesehen. Es ist an einem kalten, trockenen, hellen Wintertage gewesen, wo ich den nie und nimmer genug zu preisenden Schloßberg, diese Zierde der Stadt, so wie eine Zierde der Welt, in meinem herkömmlichen Schnelllaufe bestieg, daß, mir entgegen, ein bejahrter, doch rüstiger Herr mit raschem Schritte herab eilte. Sein langer, weißgrauer Schnurrbart wehte im Ostwinde, von einigen kleinen Eiszapfen beschwert; ich fror, da ich ihn ansah, trotz meines dicken Ueberrockes; er jedoch schien nichts von Frost zu empfinden, denn er trug nur einen einfachen, knappen „Gehrock,“ und die schlanke, bewegliche Gestalt hätte auf einen munteren Dreißiger schließen lassen,

wäre nicht der weiße Bart zum Verräther geworden. In der Rechten schwang er ein dünnes Stöckchen, mit welchem er tüchtig herumfuchtelte, gleich Einem, der in Gedanken eine Schlacht rekapitulirt und gerade gewaltig einhaut. Er sauste stürmisch an mir vorüber, schien nichtsdestoweniger eines Grußes meinerseits gewärtig, woraus ich entnahm, daß er daran gewöhnt sei, auch von Unbekannten honorirt zu werden, weil er für eine Celebrität gelte. Ich erkundigte mich in der Stadt, beschrieb seine Persönlichkeit, und erfuhr, das sei Haynau!

Gegen diesen Feldherrn, den Zedlitz in seinen Kriegsliedern den „Blücher im weißen Rock" betitelt, hegte ich eine bewundernde Scheu, eine sehr gemischte Empfindung, welche mit jener ungetrübten Ehrfurcht für Radetzky nichts gemein hatte, welche vielmehr zwischen dem Grausen vor oft erbarmungsloser Härte, und zwischen Anèrkennung fast zauberhafter Energie in gewaltiger Kriegführung schwankte. Die Meinungen über ihn waren getheilt, je nach Anschauungsweise verschiedenartiger Parteistellung. Während Viele „die Hyäne" von Brescia und Temesvar unbedingt verdammten, erhoben Andere den thatkräftigen Helden in die Wolken. Beliebt war er so eigentlich nirgends, eher gefürchtet, obgleich sich in diese Furcht stets eine gewisse Neigung mischte, ihn und seine Wunderlichkeiten zu bespötteln. Man hörte bisweilen: Dieser General ist in Allem

excentrisch, in guten wie in schlimmen Eigenschaften, und wahrscheinlich ist das die erbliche Folge seiner Abstammung. (Er soll der natürliche Sohn eines vormaligen regierenden Fürsten gewesen sein, in dessen Familie verwunderliche Dinge geschehen sind.) Es wurden die seltsamsten Geschichten über ihn erzählt, deren eine mich besonders frappierte, weil ich die Hauptfigur derselben kannte. Letztere war Graf Z., ein junger Magyar von altem, weltberühmtem, auch durch die Poesie verherrlichtem türkenfeindlichem Geschlechte, und zugleich von wahrhaft unerlaubter Schönheit, durch die er denn auch Unheil genug angerichtet und namentlich den in Venedig erfolgten Tod einer geistig ausgezeichneten, liebenswürdigen Fürstin herbeigeführt hat. Besagter Graf Z. war kaiserlicher Offizier gewesen, und im verhängnißvollen Jahre 1848 zu den Honveds übergetreten. Als solcher ward er bei Temesvar durch Haynau's Truppen gefangen genommen und vor's Kriegsgericht gestellt. Der alte Spruch „mitgefangen, mitgehangen" sollte sich auch an dem jungen Blute erfüllen. Schon stand er unter'm Galgen . . . da fiel dem obersten Feldherrn noch zu rechter Zeit ein, daß er in früheren Friedenstagen bei dem zu Graez lebenden Oheim des Delinquenten aus- und eingegangen sei, ja mit dem leiblichen Vater des schönen Jünglings, den die Henkersknechte bereits in Fäusten hielten, öfters am

Spieltisch gesessen habe. Dieses Angedenken, wie es in's Leben trat, rettete auch des Honved-Offiziers Leben. Der Höchstkommandierende machte vom edelsten all' seiner Vorrechte Gebrauch: er begnadigte den Fahnenflüchtigen. Und um nicht halbe Gnade zu üben, invitierte er den „recta vom Galgen Gekommenen" zum Souper. Es hatte sich nun zwar begeben, daß in der hart mitgenommenen Festung nichts für die Tafel des Generalissimus mehr aufzutreiben gewesen als . . . Schweinsknöchel und Sauerkraut. Doch versicherte Graf Z. wiederholentlich: die raffiniertesten Leistungen feinster Kochkunst hätten ihm, vorher und nachher, nicht so gemundet wie jenes naturwüchsige Gericht; bei jedem Bissen hab' er Gott gedankt, daß er denselben noch hinabschlucken könne, und daß die Passage nicht durch den vermaledeiten Strang abgesperrt sei.

Welchen Erfolg Haynau's Vergnügungsreise nach London gehabt, ist allbekannt. Viele gönnten ihm die dort widerfahrene Mißhandlung, Viele hinwiederum zeigten sich empört. Unter die Letzteren gehörte ein fleißiger Besucher der Ressource, welcher nach des Generals Heimkehr ihn mit Beileidsbezeugungen ziemlich alberner Gattung belästigte, ohne das Kind bei Namen zu nennen. Ungeduldig rief endlich der Bedauerte aus: „Was meinen Sie denn eigentlich? Etwa, daß ich in London Schläge bekommen habe? Mein lieber Freund,

das ist doch immer noch besser, als wenn ich sie vor Temesvar gekriegt hätte!" — Diese Aeußerung brachte die Lacher auf seine Seite; sie ging von Mund zu Munde, und veranlaßte noch einen hübschen Einfall, den ich nicht unterschlagen will, obgleich er sich nicht so wirksam niederschreiben läßt, wie er gesprochen klang. Ein Bekannter von schwarzgelbstem Anstrich, ein unbedingter Verehrer Haynau's, traf mit einem mir befreundeten Manne auf der Straße zusammen, gerade vor dem Gasthause „Zur Pastete," in welchem damals die eifrigsten Gegner der Regierung ihre mitunter etwas lebhaften Zusammenkünfte hielten. Mein Freund empfing Herrn F. mit der Frage: „Na, was haben Sie gesagt zu dem londoner Skandal?" — „Was ich gesagt hab'? Recht ist ihm geschehen!" — „Sie belieben zu scherzen; das kann nicht Ihre Meinung sein." — „Meine aufrichtige: was hat Haynau in London zu suchen? Wenn ich Abends hier in die „Pasteten" gehen wollte, würd' ich ebenfalls geprügelt werden. Jeder soll bleiben, wo er hingehört."

Mit dem vielbesprochenen Manne in persönliche Beziehung zu treten, hab' ich vermieden; obwohl ich mich keinesweges Jenen anschloß, welche kriegerische Strenge ihm zum Verbrechen machten. Im Gegentheil, weil ich der rücksichtslosen, um wohlfeile Popularität unbekümmerten Consequenz des eisernen Charakters Gerech-

tigkeit widerfahren ließ und mich an dessen Erfolge hielt, wünschte ich nicht mit ihm zusammenzutreffen. Sein barsches, ruhmrediges Wesen soll wenig beigetragen haben, die Achtung für ihn zu vermehren. Er besuchte häufig eine mir wohlwollende ältliche Dame, die Wittwe des Ober-Kriegskommissärs W., mit welchem er als Regiments-Kommandeur geschäftlichen Verkehr und Umgang gepflogen. Diese gute, gebildete Frau bewohnte jene Gasse, die, aus dreien, sich von Schritt zu Schritt verengenden Häusergruppen bestehend, die „drei Säcke" genannt wird; und in dieser den „ersten Sack." Wir hatten ihr deshalb, in Anbetracht, daß sie gern docierte, scherzhaft den Beinamen „die kluge Frau im Sacke" beigelegt. Nach der Analogie von Kotzebue's Schauspiel: „Die kluge Frau im Walde."

Wenn ich vernahm, daß der böse Mann aus Ungarn auf Visite bei der klugen Frau im Sacke sei, gab ich gern die meinige auf, und machte linksum. Doch eine Handschrift ließ ich mir durch sie von ihm erbitten. Sammler sind und bleiben Bettelvolk! Er faßte sich sehr kurz: vier Worte mit festen Zügen auf das Blatt gestellt, bezeichnen den ganzen Menschen. „Nur brav, dann geht's."

Ich denke, wer ihn beurtheilen will, sei's historisch, sei's aus moralisch-menschlichem Gesichtspunkte, darf nicht vergessen die aufgeregte Zeit, die furchtbaren Wider-

sprüche und Gegensätze in derselben, die eigenthümliche Lage, in der sich Staat, Nationalitäten, Völker und Heere gegen einander befanden, in Anschlag zu bringen. Ich bin überzeugt, Er hat guten Glaubens gehandelt, sein heiteres Wesen trug sichtbarlich den Stempel besten Gewissens. Wo man ihn gehen, man könnte sagen „schweben" sah, erblickte man einen munteren, von keinem Vorwurf gestörten, mit Gott und sich zufriedenen alten, rüstigen Herrn, dessen Schnurrbart fröhlich vor ihm her flatterte.

Von schönen Künsten hat er, fürcht' ich, nicht viel gehalten. Sogar im Theater besinn ich mich ihn nur einmal bemerkt zu haben. Das war beim Benefiz der auf Gastrollen anwesenden Sängerin Marra-Vollmer (geb. Fräulein von Hacke, Schülerin Kunth's und Donizetti's). Er befand sich in einer Loge dicht an der Bühne, und ich erkannte ihn eigentlich erst an seinem Barte, der beim Aufsteigen des Vorhanges, vom Luftzuge gefaßt, als Wahrzeichen sich schwenkte wie zwei Fahnen. Als ich dann im Zwischenacte auf die Bühne kam, sagt' ich der Benefiziatin: „Sie können sich etwas darauf einbilden, einen seltenen Gast herbeigelockt zu haben: Baron Haynau befindet sich in der Eckloge." — Worauf die Marra entgegnete: „Ah, deshalb sind mir beim Singen immer Haare in den Mund gekommen?!"

Uebrigens war er durch sein vieles Herumrennen

den Leuten alltäglich geworden, man fand nichts Ungewöhnliches mehr an ihm. Vielleicht fühlte er das Bedürfniß, wieder einmal von sich reden zu machen, und da griff er zu einem eben so drastischen, als possierlichem Mittel. Nicht gar lange vor seinem Tode erscholl denn die Kunde eines Riesenfestes, welches Haynau vorbereite, Einladungen ergingen an die halbe Welt. Sie beschränkten sich nicht auf die Stadt, nicht auf die Provinz, sie flogen nach Wien, und weiter in andere Länder, bis nach Hessen hinein. Invitationen in gehöriger Form an einheimische Aristokratie und Militär verstanden sich von selbst. Aber auch sonst zeigte sich Excellenz nicht sparsam damit, weder schriftlich noch mündlich. Wer ihm zur rechten Stunde in den Weg lief, erhielt dergleichen, wenn schon nur in Gestalt huldreicher Bewilligung, „erscheinen zu dürfen." Einem Beamten, den er kaum kannte, hat er en passant zugerufen: „Apropos, ich höre, Sie haben eine hübsche Frau; Ihr könnt zu meiner Fête kommen!"

Man war sehr gespannt, was nun endlich bei dieser neugierig erwarteten Festlichkeit geschehen solle? Sie verlief jedoch höchst unbefriedigend. In verhältnißmäßig viel zu beschränkten Räumen fand sich eine Ueberzahl von Menschen zusammen gezwängt, die nach einer Stunde tödtlicher Langeweile in verschiedenen Zimmern gespeist und getränkt werden sollten, wobei es natürlich

drüber und drunter ging, so daß die Meisten hungrig und durstig aufstanden. Auf den Hausfluren lärmten Musikchöre. Darin bestand die ganze Herrlichkeit. Nur den Vornehmsten war Seitens des mit sämmtlichen Sternen und Großkreuzen des Erdballs geschmückten Festgebers einige Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet worden. Um die Uebrigen hatten weder Er, noch die für diesen Abend schaarenweise gemietheten Lohndiener sich bekümmert, und man hatte sie auch in Speis und Trank merklich zurückgesetzt. Es geschah ihnen nur, was sie verdienten. Warum machten sie sich eine Ehre aus solcher, wie ein Almosen zugeworfenen Einladung? — Unbefangene Beurtheiler, die sich fern davon gehalten, erkannten in diesem wirklich thörichten Eklat die Spuren eines bis zum Irrsinn sich steigernden, eitlen Hochmuthes, und wahrscheinlich trafen sie den Nagel auf den Kopf. Es heißt ja sprüchwörtlich von überaus stolzen Menschen, daß sie „einen Nagel" haben.

Ich dächte, es wäre kaum ein Jahr später gewesen, wo ich die Truppen zur Bestattungsfeier des tapferen Feldherrn ausrücken sah. Er war plötzlich (irr' ich nicht, auf oder doch gewiß unmittelbar nach einem Ausfluge gen Wien) gestorben.

G. H. Lewes, Goethe's Biograph, macht in seinen „Naturstudien am Seestrande" einen scharfsinnigen Vergleich; er sagt: „Es ist ein Irrthum, das Blut als

die letzte Form der Nahrung vor ihrer völligen Assimilation anzusehen. Die Physiologen führen die „Geschichte der Verdauung" bis auf diesen Punkt, und lassen sie da stehen . . . etwa wie die Romanschreiber ihre Helden nach der Hochzeit sich selbst überlassen, da sich alles Weitere von selbst verstehe!"

Aeußerst treffend! Und wie man ein dickes Buch füllen könnte mit der Aufzählung von Ehebündnissen, nach welchen die meisten Romane befriedigend schließen, welche jedoch, vorhergegangenen Charakterschilderungen zufolge, nothwendig unbefriedigend ausgehen müssen . . . eben so giebt es gewiß viele Gutschmecker, die ihren Verdauungsorganen Alles bieten zu dürfen meinten, und zuletzt doch einmal, beim Schlußprozesse derselben, von ihnen im Stiche gelassen werden. So war's dem auf seinen Magen trotzenden Baron Haynau ergangen; ihn, den unzählige Kugeln verschont, hatte eine Indigestion getödtet.

Seine Gemahlin war ihm vorangegangen. Die einzige Erbin des Namens und nicht unbedeutenden Vermögens wurde eine Tochter, eine über jedes Lob erhabene, durch Geist und Gemüth gleich ausgezeichnete Wohlthäterin der Armen. Anspruchslos, in sanfter Würde, in edelster Weiblichkeit, will diese keinen anderen Zweck des Daseins anerkennen, als sich an guten Werken zu betheiligen. Und wo etwa auf ihres Vaters Andenken

ein Blutflecken haften möchte, sieht man sie bestrebt, mit ihren reinen Händen auch dessen letzte Spur zu tilgen und jeden Fluch in Segen umzuwandeln.

Seitdem sind gar Viele der nach Graez „übersiedelten" Excellenzen, dem feurigen Reiter folgend, hinübergegangen in's „unentdeckte Land," darum tritt kein Mangel an solchen ein, denn sie ergänzen sich alljährig neu; die Hauptstadt Steiermarks behauptet nach wie vor ihre Attraktionskraft.

Bekanntlich wachsen und gedeihen in besagtem Alpenlande köstliche Weine. Auch hat jener Dominikaner nicht übertrieben, der in einer Predigt über Joseph und Maria redend sich dahin aussprach: „Die heiligen Eltern Christi haben nach Euren Begriffen vielleicht eine nicht vollkommen glückliche Ehe geführt, denn dazu gehört ja, werdet Ihr, meine andächtigen Zuhörer, sagen, ein eigener Weingarten! Und daß Joseph einen dergleichen besessen, davon thun die heiligen Schriften keine besondere Erwähnung."

Die Sucht, einen Weinberg zu haben, ist auch unter den Stadtbewohnern verbreitet. Wer's nicht erschwingen kann, diesen Gegenstand heißester Sehnsucht auf günstig gelegenen Hügeln zu erwerben, nimmt wohl mit Geringerem vorlieb, in unmittelbarer Nähe der Stadt, wo scharfe, durch ihre Säure berühmte Säfte gekeltert werden. In der sogenannten „Einöde," einem

der schlimmsten Plätze, hatte sich ein Schankwirth aufgethan. Liebliche Umgebungen, sowie niedrige Preise seines Getränkes, zogen doch manche der kleineren „Pensionisten" hinauf zu ihm. Da entstand eines Tages das Gerücht: erwähnter Weinschänke sei durch Verleihung eines Ordens ausgezeichnet worden. Neid und Mißgunst fragten höhnisch nach des Mannes Verdiensten um den Staat. — „Diese sind groß," entgegnete den Zweiflern ein Finanzbeamter: „Mit seinen tückischen Weinen tödtet er in legitimster Weise „hübsch viel" bei ihm trinkende Pensionisten, und dadurch verschafft er dem „Aerar" unberechnenbare Ersparnisse."

Der Scherz wurde zwar belacht, doch fehlte ihm innere Wahrheit. Denn angenommen, daß hier und da ein im Ruhestande befindlicher, dem Grabe langsam zuwandelnder Lieutenant durch die Säure irdischen Labsals in die Süßigkeit himmlischen Ruhestandes befördert würde ... wie hoch beläuft sich die Pension des quiescierten Lieutenants? Derlei kleine Summen kommen gar nicht in Anschlag. Und die Excellenzen hüten sich wohl vor der „Einöde," wie vor deren Weinen.

II.

Bei meinem ersten Aufenthalte in Steiermark (1840) war ich Einwohner des Eggenberger Schlosses, eine halbe Stunde von der Stadt Graez entfernt, und kam nur dann in letztere, wenn ich das Theater besuchen wollte. In diesem wurde mir ein stattlicher Mann von sehr einnehmendem Aeußern, welcher unabänderlich einen Sitz in der ersten Reihe des Parkets inne hatte, als der nach Graez „internierte" polnische Emigrant Wladislaw Graf Ostrowski bezeichnet; der letzte Reichsmarschall von Polen, der am berühmten 18. (6.) Dezember in Warschau einmüthig ausgerufen, und auf den Armen begeisterter Anhänger zum Präsidentenstuhle getragen worden war. — Daß der Verfasser des Liederspieles „Der alte Feldherr," und vieler Polenlieder aus früheren Jahren, diese historische Figur mit lebhaftem Antheil betrachtete, ist natürlich. Erschien sie ihm doch verklärt von reinster, aufopferndster Vaterlandsliebe; gleichsam geheiligt durch grausame Schläge des Schicksals. Außerdem hörte ich mit großer Achtung von dem vielseitig ge-

bildeten Herrn sprechen. Befand der Graf sich hier im Exil, so durfte dieses für ein erträgliches gelten, in welchem er sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Der „polnische Graf" genoß jegliche persönliche Freiheit und benützte sie wohl auch. Von seinen erotischen Abenteuern wurde Allerlei erzählt.

Ich bin erst einige Jahre später in Berührung mit ihm gekommen, die jedoch lange nur zu gegenseitigem Austausche verbindlicher Anreden und kurzer Gespräche bei zufälligen Begegnungen führte, bis dann in den Jahren acht- und neunundvierzig, wo ich ab und zu mehrmals bei den Meinigen einkehrte, ein näheres Verhältniß sich zwischen uns ausbildete. Er hatte Einiges von mir gelesen, was ihm zusagte. Dabei hielt er mich (und nicht ohne Grund) für einen Polenfreund. Auch hatte ich aus jungen Tagen viele Genossen zu nennen, deren Namen ihm theure Reminiscenzen erweckten. Und so schenkte er mir denn nach und nach, womit er, trotz seiner sonst beinahe übertriebenen Artigkeit, im Allgemeinen sehr kargte, volles Vertrauen, sowohl was seine kosmopolitischen, als auch was seine Ansichten vom Leben betraf. Nicht minder in Liebeshändeln, die ihm, bis in's hohe Alter hinein, viel zu schaffen machten. Darin glich er dem größten, edelsten seiner Landsleute, Kosziuszko, der in diesem Punkte ebenfalls vielfachen Schwächen unterworfen gewesen.

Daß unser freundschaftlicher Umgang stets glatt und friedfertig verlaufen sei, darf ich nicht behaupten. Ich war von der einstigen, rausch-ähnlichen Begeisterung für die Polen gar sehr zurückgekommen, durch jüngst vergangene Ereignisse. Wenn ich Abneigung wider jene in Revolutionsgeschäften so zu sagen Reisenden kundgab, geschah es wohl, daß wir Beide heftig wurden, sogar verstimmt uns von einander trennten. Doch dauerten solche Entfremdungen immer nur über Nacht, und wir waren bald wieder die Alten. Seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit trug zuletzt den Sieg davon. Wie oft hab' ich ihm gesagt: Ja, wären Alle wie Sie! — Gewiß meint' ich das ehrlich. Ein vornehmer und reicher Herr, der unverzagt im Stiche läßt, was er besaß; der Glanz, Pracht, Ueberfluß freudig hinwirft, um seiner Idee treu zu bleiben; der eine Aufforderung des Fürsten-Statthalters: „Er möge in ostensiblem Schreiben erklären, daß er sich jeglicher politischen Einmischung fern halten wolle, dann dürfe er sicher darauf rechnen, vom Kaiser vollständig amnestiert und in seine confiscirten Herrschaften wieder eingesetzt zu werden;" — der, sag' ich, solche Aufforderung mit den Worten erwiedert:

„Ich erkenne dankbar Ew. Durchlaucht gütige Ab-„sichten; jedoch, da ich gewöhnt bin, für meine Wohl-„thäter und Gönner zu beten, und da ich für den „Kaiser von Rußland nicht zu beten vermag, so kann

„ich von Ihrem großmüthigen Anerbieten keinen Vor-
„theil ziehen.“ —
ein solcher Herr verdient jene meine ehrfurchtsvolle Aeußerung: Ja, wenn Alle wären wie Sie! —

Andererseits aber, mit vollem Respekt für seine Idee, konnte ich doch unmöglich blind bleiben für den gänzlichen Mangel an praktisch-sicherer, staatlich-weltlicher Klarheit in Allem, was er, sein „heiliges Polen“ vor Augen, hoffte, erstrebte, erträumte. Was er während des Aufstandes als Marschall gewesen, blieb er im Exil: der uneigennützigste, vorwurfsfreieste, bescheidenste, anmuthigste und leichtgläubigste Idealist. Als solcher hat er, der tapfere napoleonische Soldat, sich schwach, schwankend, scheinbar zweideutig gezeigt, wo er den Landmarschallstab gebrauchen und mit kräftiger Faust den um ihn her schleichenden, oder drohenden Intriguen ein kräftiges Quos ego hätte zuschleudern sollen. Ihn bedünkte es unmöglich, daß Eigennutz, Ehrsucht, Habgier, Neid die Sache des Vaterlandes hintansetzen könnten um ihrer Privatinteressen willen. Er betrachtete die Wühler und die hetzenden Parteien in dem Lichte, welches aus seiner reinen Seele auf sie strahlte. Mochten sie irren ... redlich mußten sie's ja meinen; an seinen Polen konnte nicht zweifeln, wer in hohen Träumen schwelgte. Wie weit diese ihn verlockten, mag die ernste Würdigung darthun, die er den lächerlich-phantastischen Plänen eines

Lelewel gönnte, auf dessen Karten vom zukünftigen Polen nicht allein Westpreußen und Pomerellen, sondern auch die halbe Mark Brandenburg und ganz Schlesien, als „dazu gehörig," verzeichnet standen. Mit wahrhaft kindlicher Naivetät versicherte er mich, daß er an diesem Glauben noch immer festhalte; darin lebe und sterbe; und tröstete mich, seinen „lieben Freund," mit der beruhigenden Auskunft: es hätte Holtei's in Polen gegeben; von diesen abstammend, würde ich dann ja nur in den Schooß meiner eigentlichen Heimath zurückbefördert werden. Widersetzte ich mich derlei genealogischen Gewaltthätigkeiten, meinen westphälischen Ursprung durch Belege nachweisend, begnügte er sich mit der Versicherung: im Herzen haben Sie doch immer zu uns gehört! —

„Zu Ihnen," rief ich, „gehör' ich heute noch, liebster Graf! Aber zu Ihrem Herrn Lelewel und Konsorten eben so wenig, wie zu dessen Vorbilde, dem allerdings von modernen Weltweisen verherrlichten Herrn Robespierre."

Daß Letzterer dem warschauer Professor als Vorbild gegolten, gestand Ostrowski zu. Und befand er sich in recht sanfter Stimmung, durfte ich sogar die Meinung aussprechen: Polen habe keine mächtigeren Widersacher gehabt, als sich selbst, und der Feind, dem es unterlegen, sei nicht von Außen gekommen, er sei in der Zwietracht zerrissener Parteiungen zu suchen. — Dann seufzte der gute Wladislaw, strich mit der Hand über sein Angesicht,

zwang sich zum Lächeln, und schlug ein anderes Thema für's Gespräch an. Ob er in solchen Momenten düsterer Abende gedachte, wo der brutale Kruckowiecki, gegen ihn und Niemjewski losdonnernd, für eine „Versammlung von Narren“ den ganzen Reichstag erklärt hatte? Ach ja, es ist sehr uneinig zugegangen bei diesem Reichstage einiger Brüder, welche das einige Volk zu vertreten berufen waren. Bei diesem . . . wie denn auch bei anderen, nicht polnischen Reichstagen! — Zu welcher von jenen sich bekämpfenden Cliquen Er gehöre, darüber bin ich mir nicht recht klar geworden, und ich fürchte, er sich selbst eben so wenig. Geburt, Erziehung, feine Sitte, vornehme Manieren wiesen ihm offenbar den Platz neben A. Czartoryski an. Auch war er von Haus aus durch und durch Aristokrat, geberdete sich so, hatte hunderterlei kleine Bedürfnisse eines verwöhnten Kavaliers, die sich in seinem Thun und Lassen verriethen, bis zum Waschen der zarten Hände mit duftigem kölnischem Wasser. Andererseits wieder trug er das Bestreben zur Schau, republikanischer Freiheit und Gleichheit huldigen zu wollen, und predigte entschieden demokratisch-kommunistische Lehren. Er verstieg sich in dieser Gleichheits-Theorie so weit, daß er mir einmal auseinandersetzte: Alle Menschen wären aus der Macht des Schöpfers gleichbegabt hervorgegangen, und nur von der Erziehung hänge ihre fernere geistige Bedeutsamkeit ab. Ich

war thöricht genug, dieses tollste Paradoxon zu bestreiten, und hätte mich fast durch seine hartnäckigen Widersprüche zur Heftigkeit verleiten lassen, wäre uns bei unserer peripatetischen Diskussion nicht glücklicher Weise ein Exemplar von der in Steiermark häufigen Gattung „Trottel“ aufgestoßen; eine Art von Menschen, welche den Kretins ähnelt.

„Also aus dem da würden Ihre Volkspädagogen einen Humboldt erzogen haben, wäre er ihnen zur rechten Zeit anvertraut worden?“ Diese von mir im Zorne gestellte Frage brachte den geistreichen Mann zur Besinnung. „Toujours les extrêmes, mon cher; avec vous il est impossible de parler sérieusement!“ rief er lachend aus.

Gegen Chlopicki, zu dessen Partisan ich mich aufwarf, schien er kein gutes Gewissen zu haben. Auch mit Skrzynecki, dem er den „Fabius cunctator“ spöttisch nachtrug, zeigte er sich nicht einverstanden, und das fiel mir auf, weil er doch mit diesem durch religiöse Gesinnung verwandt war! Einen frömmeren Katholiken als Wladislaw Ostrowski kann es auf Erden nicht geben. Sein ultramontaner Eifer war im Stande, den mildesten, wohlwollendsten Menschen, als welchen ich ihn kannte, ruckweise in einen unbändigen Fanatiker umzuwandeln. Leichter verzieh und — vergaß er eine gegen das Polenthum gerichtete Lästerung oder Anklage, als den leisesten

Zweifel an seiner Kirche Unfehlbarkeit. Intolerant war er durchaus nicht. Nein, er bewies Andersglaubenden, wenn er dieselben überhaupt lieb hatte, nur um so innigere Liebe; wie etwa zärtliche Mütter ihren verirrten Söhnen die meiste, wenn gleich wehmüthige Neigung zuwenden. Aber dabei hielt er unerbittlich streng die Grenzen ein, welche ihn, eben in Glaubenssachen, von seinen nächsten Freunden scheiden sollten. „Wie leid thut es mir," so redete er mich einmal an, „daß ich die Vorlesungen versäumen muß, welche Sie für die nächsten Wochen angekündigt haben!" — Ich wähnte, das bezöge sich auf seine Harthörigkeit, und bot ihm an, einen Platz in meiner Nähe für ihn reservieren zu lassen. „Wo denken Sie hin," erwiederte er, „glauben Sie, ich würde Versammlungen beiwohnen, die zum Besten protestantischer Schulen stattfinden?" — (Für die evangelische Schule in Graez war jener Abende Ertrag bestimmt.) — „Dann wundere ich mich, daß Sie mit mir verkehren, Graf; ich bin auch in eine „lutherische" Schule gegangen." — „Das ist ganz etwas Anderes," entgegnete er, und blieb richtig weg.

Bei vielen Abstoßungspunkten, die wir Beide einander boten, war's mir eigentlich räthselhaft, daß wir doch nicht von einander lassen konnten. Wir zankten uns bis auf's Blut, und suchten uns dennoch wieder auf. Ich empfand eine schwärmerische Anhänglichkeit für die-

sen Mann, die desto tiefer wurde, je mehr sich der G r e i s an ihm zeigte. Er alterte rasch, zusehends.

Was ihn an m i c h kettete, blieb mir lange unerklärlich. Meine ehemalige Hinneigung zur Insurrektion der Polen, in der ich eine R e surrektion geahnt, konnte es nicht sein. Diese war längst abgestorben, und ich verhehlte nicht, daß von den Liedern, die ich damals gesungen, mir nur noch jenes „Finis Poloniae" in der Seele nachklang. Ich vermuthe, Ostrowski's zärtliche Freundschaft für mich entsprang nicht sowohl aus patriotischen, als vielmehr aus religiösen Gefühlen; denn sie trat erst in Blüthe, nachdem der Roman „Christian Lammfell" erschienen war. An dieses Buch knüpfte sich sein vertrauliches Wohlwollen; darauf kam er bei jeder Gelegenheit zurück, wär's auch nur gewesen, um über einzelne Kapitel zu streiten. Denn er liebte zu streiten wie ein rechter Kampfhahn. Und hatte sich erst eine gewisse Aufregung seiner bemächtigt, da schwand auch alsbald die gewöhnliche, ihn so lieblich kleidende Sanftmuth; seine oft übertriebene Bescheidenheit ging in Stolz auf. Da zeigte sich dann plötzlich und überraschend der Mann, der, als Mitglied „der executiven Behörde" nebst noch drei andern Deputierten an den Großfürsten Konstantin nach Wirzba entsendet, die lange Unterhandlung mit einem scharfen Worte abgeschnitten. Der Bruder des Kaisers ertheilte nämlich das Versprechen, „sich für die Schuldigen bei

Nikolaus verwenden zu wollen.“ — Aber Ostrowski wies diese gutgemeinte Absicht durch die Entgegnung zurück: „Hier giebt's keine Schuldigen!“ — wodurch der Krieg auf Leben und Tod schon erklärt war. Ein echter Pole, zwar im besten, doch eben auch in jedem Sinne, überließ sich der fein organisierte, durchaus vornehme Mann jeglicher momentanen Aufwallung, und ward erst wieder, wenn diese sich gelegt hatte, was er vorher gewesen. Nur daraus erklären sich die Widersprüche in seinem Leben und Wirken. Dadurch auch wird es begreiflich, daß er im wilden Sturme übereilten Aufruhrs heute für den gewandtesten, umsichtigsten, beliebtesten Mann des Landes gelten, morgen dagegen verlästert, angegriffen, verfolgt werden konnte, oder in Darlegung der besten Ansichten unbeachtet blieb.

Das trug sich auch auf's Privatleben über, weshalb er, bei all' seiner Beliebtheit, mancherlei feindselige Gegner hatte, und diese gerade unter Solchen, mit welchen er früher näheren Umgang gepflogen.

Dem gegebenen Versprechen: sich in Graez jedweder Theilnahme an revolutionären Umtrieben zu enthalten, und das Weichbild der Stadt nur mit polizeilicher Einwilligung zu verlassen, blieb er treu. Verhindern konnte er allerdings nicht, daß durchreisende Landsleute verschiedenster Farbe fortwährend bei ihm einsprachen, oftmals Unterstützungen begehrten, und dergleichen nach

weit größerem Maßstabe, als seine immer mehr verfallenden Vermögensumstände eigentlich gestatteten, ohne Ausnahme von ihm empfingen. Wie er denn überall ein Muster bereitwilligster Mildthätigkeit war, und sich täuschen, plündern, bestehlen und betrügen ließ, ohne zu murren, oder nur ungeduldig zu werden.

Seine Gewissenhaftigkeit hatte sich vorzüglich im Frühjahre 1849 bewährt, wo man in Steiermark eine Invasion der Magyaren befürchtete. Da war er zum damaligen Stadthauptmann gekommen und hatte sich von diesem Verhaltungsregeln erbeten, wie er sich zu benehmen habe, wenn sein alter Freund und Kamerad Bem siegreich anrücke? — Baron Päümann hatte ihm die beruhigende Auskunft ertheilt: „Wissen Sie, liebster Graf, kommt es erst so weit, daß Bem an der Spitze seiner Truppen hier einzieht, dann bin ich gewiß nicht mehr anwesend, und dann steht Ihnen ohne meine Bewilligung frei, zu gehen oder zu bleiben, und überhaupt zu thun, was Ihnen beliebt.“ — Glücklicher Weise war die Besorgniß unnütz gewesen.

Nach und nach sah ich mit betrübender Theilnahme die Kräfte des vielgeprüften Freundes von Tag zu Tag schwinden. Die hohe Gestalt fing an sich zu neigen, zu sinken; das wunderbar schöne Angesicht runzelte sich und verfiel; des Auges Glanz erlosch. Nur momentan leuchteten feurige Blitze auf. Sein Gehör versagte, vorzüglich bei schlechtem Wetter, den Dienst bisweilen ganz und gar.

Dadurch ward er denn auch der einzigen Zerstreuung, die er sich bisher vergönnt hatte, der Freude am Theater beraubt, und fand sich, da er Gesellschaften zu besuchen von jeher grundsätzlich vermied, allabendlich in Einsamkeit gebannt. Bei Tage sah man ihn wohl trübsinnig und matt umherschleichen. Er hatte am „Holzplatze" in abgelegener Ecke, wo kein befahrener Weg vorüber ging, eine stille, düstere Parterre-Wohnung inne, so recht geeignet, sich dumpfem Hinbrüten darin zu überlassen. Störungen durch Besuche waren ihm selten willkommen; er hielt sich gern hinter Schloß und Riegel. Um Eingang zu erhalten, mußte man förmlich Sturm läuten, und um ihn gesprächig zu machen, bedurfte es immer eines Viertelstündchens. Er kramte gern in alten Papieren, erledigte weitreichenden, ausgebreiteten Briefwechsel, las mit unermüdlichem Eifer, was der Buchhandel Neues gebracht in polnischer, deutscher, französischer Sprache, und ... pflegte sein „Federvieh." Sänger des Haines: Nachtigallen, Grasmücken, Bachstelzen, Lerchen hingen in einfachen Käfigen an des Wohnzimmers Wänden umher. Sonst hatte er auch *seltene* Vögel gehalten; jetzt, bei wachsender Taubheit, waren die *lautesten* ihm die liebsten geworden, weil er nur diese *hörte*. Ihm erklang, was sie lärmten, wie sanft geflüsterte Weise. Erst mit Einbruch der Nacht verstummten die muntern Gesellen. Dann schwieg Alles um ihn her, um den gebrochenen, einsamen, alten Mann, und er blieb

allein mit seinen Erinnerungen, mit seinen begrabenen Hoffnungen, Enttäuschungen, Irrthümern; mit der Trauer um's verlorene Vaterland, die ihn zuletzt überwältigte. Fanatischer Pole, — fanatischer Katholik — stand er starr, verbissenen Ingrimms voll, vor der tiefen Kluft, welche sich zwischen diesen beiden Hauptartikeln seines Glaubens und Daseins aufzuthun drohte; welche er durch das Opfer seines Lebens auszufüllen wähnte.

Plötzlich, nach langem finstern Schweigen, überraschte er mich eines Tages mit der Nachricht, er habe eine Vision gehabt (welche? bezeichnete er nicht näher), die ihm geboten: sich gen Rom zu begeben, sich als Artillerie-Soldat, als Gemeiner!! der päpstlichen Armee einzureihen, und für den heiligen Vater und dessen Rechte zu kämpfen.

„Wie vereint sich das," fratge ich, „mit Ihren übrigen Ansichten? mit Ihrer freisinnigen, begeisterten Würdigung republikanischer Nationalitäts-Ansprüche? Sie wollen gegen Garibaldi's Waffen, gegen Mazzini's weitschauende Pläne in's Feld ziehen?"

Er gestand scheinbaren Widerspruch zu, mit dem Vorbehalte, daß es nur ein scheinbarer sei. „Mein Entschluß ist unwiderruflich. Daß ich in den Tod gehe, weiß ich. Mir ist verkündet: eine Kugel wird mir das rechte Bein zerschmettern, und in der Amputation soll ich sterben. Aber mein Tod wird heilsame Folgen haben. Auch für mich; mir wird er die ewige Seligkeit bringen."

Ich kann den Ausdruck frommer Ueberzeugung nicht

schildern, der dabei aus Blicken und Worten sprach. Nur schüchtern wagte ich noch einzuwenden: „Was werden Ihre Landsleute, Ihre Gesinnungsgenossen zu diesem Schritte sagen? Der Landmarschall gemeiner Kanonier ...“

„Bah! Die Stimme Gottes ruft mich!“

Das ist unser letztes ausführliches Gespräch gewesen. Er ließ sich nicht mehr bei mir blicken; ich wagte mich nicht zu ihm; denn ich wußte nicht, woran ich mit ihm wäre. In der Stadt hieß es: Ostrowski hat übergeschnappt! — Damit sind die Spießbürger (womit ich sämmtliche Stände hochpreislicher Einwohnerschaft gemeint haben will) rasch bei der Hand, ohne zu bedenken, daß in solchem „Ueberschnappen“ oftmals tiefere Bedeutung, höherer Sinn liegt, als in ihrer philisterhaften Verständigkeit.

Etliche Wochen nachher fand ich meinen lieben Grafen unerwartet im Gastzimmer des Hôtels zum Elephanten, wo wir sonst uns öfters und gern begegnet waren. Er saß zwischen zwei jüngeren Herren, die ihn gleichsam zu bewachen schienen. Mehr verlegen als herzlich erhob er sich gegen Ende der Mahlzeit von seinem Stuhle, trat an meinen Tisch und ... sagte mir Lebewohl. „Ich verlasse Graez (von Rom war nicht die Rede), die Regierung hat bewilligt, daß ich mit meinen Verwandten nach Galizien ziehe. Ich empfehle mich Ihrem Andenken!“ — Kurz war der Abschied für die lange Freundschaft. — Jahre sind seitdem schon wieder entschwunden. Ich hatte

nichts weiter von ihm gehört. Ja, ich dachte seiner wie eines Verstorbenen, oft, wehmüthig, treu.

Da berichten mir dieser Tage graezer Freunde: Eine dort ansäßige, hochgeachtete Dame hat vor Kurzem ein Paketchen aus Galizien erhalten, in welchem eine Zeichnung ihres elterlichen Hauses, getrocknete Blätter und Blumen, ein Endchen Seidenband und ähnliche Kleinigkeiten sich befanden. Dabei lag ein Brief des Grafen Wladislaw, etwa folgenden Inhaltes:

„Sie ahnen kaum, wie wahr, innig, rein die ehr-
„furchtsvolle Liebe gewesen ist, die ich für Sie, die
„blühende, edle Jungfrau, stets nur im Stillen gehegt.
„Ich habe diese Liebe als läuternde Flamme tief im
„Herzen getragen, der arme Flüchtling durfte nicht
„daran denken, sich Ihnen zu entdecken. Jetzt, wo das
„Herz bald aufhören wird zu schlagen, kann ich mich
„weder entschließen, jene Reliquien einer unerlöschlichen
„Liebe zu vernichten, noch ist mir's möglich, sie nach
„meinem Tode von fremden Händen berühren zu
„lassen. Wolle die treuverehrte Frau, die zärtliche
„Gattin und Mutter, dem sterbenden Greise gestatten,
„daß er ihr zusende, was sein Leben geschmückt hat."

Und mit diesem sanften Akkorde versöhnender Entsagung möge unser Freund aus den Disharmonieen zerstörter Erdenheimath hinübergegangen sein in die Heimath ewigen Friedens!

III.

In den Erinnerungen an den Grafen Ostrowski ist die Rede gewesen von dessen ornithologischen Belustigungen und seiner Liebhaberei für vielstimmigen Gesang heimischer Vögel im Wohnzimmer. Die Stadt Graez war solcher Liebhaberei von jeher ein sehr günstiger Boden. Schwerlich wird man anderswo so viele Stubenvögel sehen ... und hören. Was gar die vor unzähligen Fenstern hängenden, ein und das andere Stückchen pfeifenden Amseln und Konsorten betrifft, so kann die unaufhörliche Wiederholung ihrer eintönigen Melodie ehrliche Nachbarsleute zur Verzweiflung bringen. Man erzählt sich von dem einstmaligen kommandierenden General in Steiermark, einem Prinzen Württemberg, daß er bei dem „O du lieber Augustin!" seines gelbschnabeligen Gegenübers in Raserei zu gerathen fürchtete, deshalb dem Kammerdiener befohlen hatte, jenen schwarzen Satan um jeden Preis anzukaufen, dann aber fliegen zu lassen. Der Kammerdiener hatte fünfzehn Gulden (in schönen, blanken Zwanzigern, tempi passati!) daran gewagt, und sodann, um recht sicher zu gehen, das musi-

kalische Ungethüm hinaus nach Maria-Grün getragen, in die grüne Freiheit. Der Prinz athmete auf, freute sich schon auf den nächsten Morgen, wo das Lied seiner Qual nicht mehr zu ihm herüber schallen würde. . . . Ja, ich dachte, was mir wäre! Kaum ging die Sonne auf, ging's drüben los! Die Kinder des Hauses, trostlos über den Verlust ihrer „Amschel," hatten des Vogels Käfig genommen, waren hinter'm Kammerdiener hergeschlichen, und wie dieser den Rücken gewendet, hatten sie einen fetten Mehlwurm in das Bauer gelegt, dieses mit geöffnetem Thürchen unter die Tanne gestellt, auf der ihr Hausfreund einstweilen eingekehrt; dieser, mit ihnen vertraut, war herabgeflogen, in den anheimelnden Kerker zurückgeschlüpft, und während er den Mehlwurm knickte und schluckte, hatten sie das Thürchen geschlossen und den frisch Eingefangenen im Triumphe nach Hause getragen. Da hing er, pfiff nach wie vor, und der Prinz mußte sich noch von ihm „ausspotten" lassen.

Schreiber dieser Zeilen war seiner Zeit mit drei solchen Rabenviechern in nächster Nähe gesegnet, hat sich aber, gewitzigt durch obigen Vorgang, wohl gehütet, seine wenigen Gulden daran zu setzen. Sein günstiger Stern bescheerte ihm, gerade da er in tiefster Arbeit steckte, als vis-à-vis den Unternehmer und Dirigenten einer Concert-Gesellschaft von dreißig Mann, welche ihre Musikproben fleißig abhielt. Wo blieben da pfeifende Amseln, Drosseln, Staare, Pirole, Häher und ähnliche

bescheidene Störenfriede? Drang doch sogar der unermüdlichen Klavierpaukerinnen Menschenquälerei nicht mehr durch, die bisher zu meinen Lebensfreuden beigetragen! Auf die Länge gewöhnen unsere Nerven sich leichter an den Lärm eines ganzen Orchesters, als an vereinzelte Angriffe getrennter Feinde.

Ist nun in Graez die Lust an gefiederten Sängern schon allgemein verbreitet, so steigert sie sich bei einzelnen Bewohnern der schönen Stadt zur wahren Leidenschaft. Davon will ich zwei Beispiele vorzuführen versuchen.

Herr General-Major S. hielt den Wahlspruch fest: Wenig, aber gut. Seine Papageien mußten von vorzüglichster, folglich theuerster Gattung, zugleich ausgezeichnete Exemplare sein. Die Zahl derselben durfte kaum das Dutzend übersteigen, damit er Zeit behalte, sich ihrer Erziehung gebührend zu widmen, und jeden Einzelnen durch unausgesetzten Umgang sich anhänglich zu machen; was ihm denn auch, sogar bei kostbaren Wildlingen, überraschend schnell gelang. Die Sorgfalt, die er sonst pflichtgetreu den beflügelten Vierfüßlern seines Kavallerie-Regiments zugewendet, trug er jetzt, in Ruhestand versetzt, auf geflügelte Zweifüßler tropischer Waldungen über. Große, stets glänzend funkelnde Prachtgebäude aus stärkstem Messingdraht geflochten, wölbten sich über ihnen. Sie thronten in stolzer Selbstzufriedenheit, von ihrem Werthe überzeugt, recht majestätisch. Sie behaupteten fast verachtende Gleichgültigkeit

gegen fremde Beschauer, hatten nur Augen, nur Sprache für ihren Gebieter und Freund, dem sie dafür auch desto ergebener waren. Sie schienen in Anschlag zu bringen, welche bedeutende Summen er für sie ausgegeben. Ihr Hochmuth stieg wahrscheinlich mit ihrem Kaufpreise. Ihr Besitzer that seinerseits Alles, durch schmeichelnde Lobeserhebungen ihre Eitelkeit zu erhöhen. Sie schenkten den Huldigungen sichtlich gern Gehör. Dennoch war keiner sicher, auch der verwöhnteste, am meisten gefeierte nicht, plötzlich einem gefährlichen Nebenbuhler weichen zu müssen. Denn der General correspondierte mit Vogelhändlern großer Städte, und erhielt Kunde, sobald etwas „recht Rares" irgendwo über's Meer angeschwommen war. Da es ihm an Geld nicht fehlte, befand er sich in der Lage, des Herzens Wünsche zu befriedigen. Nur für einen längst gehegten Wunsch blieben Aufwand wie Sorgfalt vergeblich. Das war: lebendige Nachkommenschaft von einem besonders lieblichen und zärtlichen Pärchen zu erzielen! Es handelte sich nicht etwa um die Elternfreude ordinärer Perüschen, oder Bunt-Sittiche, die sich ja schon häufig in Deutschland vermehrt haben. Dergleichen wäre unserm exclusiven Verehrer der Papageien-Aristokratie viel zu gering gewesen. Nein, um zwei wirklich reizende, damals noch (in Graez wenigstens) total unbekannte Thierchen handelte sich's, aus denen man nicht klug werden konnte, ob sie unter die Spielarten eigentlicher Papageien, ob

sie unter die Kakadu's gehörten, von welchen letzteren sie Haube und Manieren besaßen. Diese graziösen Fremdlinge („Kakadillen" wurden sie genannt) machten Anstalten zur schönsten Verheißung. Madame ging so weit, Eier zu legen; spielte sogar einige Zeit hindurch auch brütende Mutter. Doch ihrem Eifer fehlte die Ausdauer, und sie förderte nichts zu Tage. Solcher Fehlschlag warf dunkle Schatten auf den Glanz der prunkreichen Ausstellung. Ob das Bestreben der kleinen Gatten, nach meiner Entfernung vom Schauplatze ihres Eheglücks, nachhaltigere Wirkungen erreicht hat, ist mir nicht bekannt worden.

Nicht so fern richteten sich die Ansprüche des andern Vogelfreundes, dessen ich zu gedenken habe. Er hatte als Wahlspruch das Goethe'sche Quatrain erwählt und nach seinem Sinne zugestutzt: „Willst Du immer weiter schweifen? Sieh', das Gute fliegt so nah! Lerne nur sie rasch ergreifen, Vögel sind ja immer da!"

Man stelle sich den kleinen, ergrauenden, ehemaligen Pharmaceuten vor, der seine Apotheke sammt dem Hause, welches sie birgt, vortheilhaft verkauft, sich und seiner Familie den zweiten Stock des massiven Gebäus vorbehalten, und zur Ausfüllung leerer Stunden das Amt eines sogenannten „Waisenvaters" übernommen hat, dessen Mühen und Beschwerden ihm unerschöpfliche Genüsse bereiten. „Sich und seiner Familie," sagt' ich, habe er die große Wohnung vorbehalten? „Seinen Familien,"

hätt' ich schreiben sollen. Denn die erste bestand aus Frau und Töchtern; die zweite aus ... Vögeln! Die dritte rechn' ich gar nicht, sie gehörte nicht in die „große Wohnung." Des Waisenvaters Amt drehte sich um die Aufsicht über Findelkinder, oder solche, die nicht besser d'ran sind. Dergleichen arme Würmer bei schlichten Leuten passend unterzubringen, mußte Herr ..., wir wollen ihn Gudl nennen, viel im Lande auf und ab kutschieren. Ueberall hielt er sich zugleich Agenten zum Betriebe des Vogelhandels, welche rings umher ausspähten und zusammenkauften für ihn, was irgend käuflich war an Sängern und Nichtsängern. Ein elternloses Kindlein hatte seine Sorgfalt glücklich untergebracht ... drei oder vier Gefangene wurden dafür in engen, auf den Knieen behutsam balancierten Käfigen mitgebracht.

Daß er dieser seiner zweiten Familie das erste, will sagen das größte Gelaß eingeräumt, versteht sich von selbst. Daß jedoch die ihn beherrschende Leidenschaft mächtig genug war, ihn sein eigenes Nachtlager im nämlichen Zimmer aufschlagen zu lassen, muß an Ort und Stelle beobachtet haben, wer begreifen soll, was echte, rechte „Passion" erdulden kann. Wie in der überfülltesten Bibliothek, wo Repositorien alle Wände bedecken und bis an die Decke reichen, war es auch hier, mit Ausnahme des verhältnißmäßig geringen Raumes für's schmale, kurze Bett. Statt der Bücher füllten Vogelbauer die Fächer. Zwei Doppelwände durchschnitten

außerdem noch das saalartige Gemach, ebenfalls mit Käfigen dicht besetzt. Da fand sich von der Alpenlerche an durch's ganze Alphabet bis zum Zaunschlüpferlein, was in deutschen Gauen singt, flötet, zwitschert, piept, krächzt, oder schmettert. Ich hatte immer gedacht, einige auf Erfahrung gestützte ornithologische Kenntnisse zu haben. Bei Herrn Gudl lernte ich Vögel kennen, von denen ich nichts geahnt, von denen sogar Vater Bechstein nichts erwähnt. Wißbegierde hielt mich länger in dieser lebendigen Bücherei fest, führte mich öfter dahin zurück, als meinen Geruchsorganen dienlich sein mochte. Denn trotzdem, daß der Mann, dem neben der Fütterung die Reinigung oblag, in fortdauerndem Kratzen, Schaben, Putzen, Sandstreuen blieb, der penetrante Duft wurde im heißen Sommer gar unerträglich. Herr Gudl versicherte, davon verspür' er nichts; im Gegentheil wär' ihm der Dunstkreis so zierlicher Geschöpfe wohlthuend, und die Morgendämmerung, wo sie anfingen sich zu regen, und gradatim aus dem ersten leisen Geflüster endlich in den allgemeinen großartigen Spektakel übergingen, bei welchem ein Schläger den andern besiege, die wär' ihm himmlisch, nichts auf Erden ihr zu vergleichen!

Eigentlich bevorzugte Lieblinge gab es nicht für ihn. Er sprach wie Schiller: „Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder." Sehr begreiflich. Wie hätt' er aus dem höllischen Schariwari die Verdienste einzelner Sänger heraushören und gebührend würdigen wollen? Höchstens „Sel-

tenheiten," „unica" hob er hervor; Vögelchen mitunter vom unscheinbarsten Aeußern, sonder Stimmbegabung, deren Habhaftwerden ihm große Mühe, schweres Geld gekostet . . . und die dann boshaft genug waren frühzeitig zu sterben.

Als Senior des buntscheckigen Gesindels ist mir ein Steinröthel (Turdus saxatilis L.) besonders gegenwärtig, der in seiner Jugend für den berühmtesten Sänger der ganzen Stadt, vielleicht der ganzen Steiermark gegolten. Das Thier, uralt, gichtisch, erblindet, an den Füßen gelähmt, genoß auf seine letzten Tage die Huld der Damen, die es dem Lärm der Umgebung entrückt und in ihre Obhut genommen hatten. Da lag's auf weiche Wolle gebettet im Körbchen, ließ sich päppeln mit Leckerbissen, aus silbernem Löffelchen tränken, liebkosen, und erwiederte jedes Zeichen des Wohlwollens mit leisem, melodischem Danke; da glich es einem Büschel struppiger Federn, einem leblosen Klümpchen, bis es ermuntert durch Zuruf und schmeichelnde Berührung erwachte, und den fast kahlen Kopf mit eingesunkenen, geschlossenen Augen hob, seine träumerischen Strophen geisterhaft, kaum hörbar wiederholend. Die größte Wohlthat ward ihm erwiesen, dem blinden Greise, dessen frische Stimme des Hauses Töchter als kleine Kinder angesungen, wenn man ihn an's offene Fenster in die warme Sonne stellte.

Und da erging es ihm eines Mittags, wie es Greisen bisweilen geschieht; die Wärme von Außen täuschte ihn

über den Zustand seines Innern; er gedachte der Jugend; er vergaß das Alter, versuchte allerlei kühne Regungen, wagte sich endlich gar über den Rand seines Körbchens... und purzelte vom Fensterbrett hinab auf die Straße. Ein harter Fall! Die Damen jammerten laut. Wer hätte den alten Herrn für so leichtsinnig gehalten!? Sie eilten hinab, sie brachten weinend das arme Häufchen Unglück herauf. Er lebte noch, hatte nichts gebrochen, erholte sich auch so weit von der heftigen Erschütterung, daß er nächsten Tages wieder Nahrung annahm, sogar ein Bischen sang. Doch lange hat's nicht mehr mit ihm gedauert. Es ist bald nachher aus gewesen.

Herr Dr. A. E. Brehm weist irgend welche poetisirende, dem letzten Gesange sterbender Vögel gewidmete Elegie mit dem wissenschaftlichen Ausspruche ab:

„Der kranke Vogel hat keine Lieder mehr.“ —

Mir kann's nicht einfallen, mich gegen solche Autorität auflehnen zu wollen. Gleichwohl darf ich anführen, was ich erlebt habe; daß ein mir gehöriges Blaukehlchen singend starb. Und ebenso der selige Steinröthel quaestionis. Vielleicht lassen sich diese Wahrnehmungen vereinbaren mit des berühmten Zoologen Behauptung, wenn wir annehmen, daß Vögel, ebenso gewiß wie Menschen, ohne eigentliches Kranksein, ohne schmerzhaftes Siechthum, an reiner Altersschwäche abzusterben vermögen. Sie entschlummern ... um nicht mehr aufzuwachen. Ja, vielleicht löst sich dann die Vogelseele leicht, mit maigrünen Er-

innerungen vom ermüdeten Leibe, der sie längst bedrückt, und im Gefühle der Freiheit und erneuter Jugend stimmt sie das Sterbeliedchen an, zugleich ihr Jubellied! Hab' ich doch sterbende Menschen singen gehört. Wer berechtigt denn den hohen Herrn der Schöpfung zu ausschließlichen Ansprüchen auf seiner Seele Fortdauer? Und was weiß er denn überhaupt von Thierseelen höherer Art?

In dem lehrreichen Werke „die Naturwissenschaften und der Materialismus" las ich, wo der Autor, Dr. M. E. A. Naumann, pag. 178 vom frühen Tode vieler jüngstgeborenen Wesen spricht:

„Wer nun glaubt, daß diese Kinderseelen auf den-„selben Rechtstitel wie die Seelen der Größesten und „Weisesten unter den Menschen, zur Unsterblichkeit „berufen sind, wird gar nicht daran zweifeln können, „daß dieselben neuen, in der Entwicklung begriffenen „menschlichen Organismen wieder einverleibt zu wer-„den bestimmt!"

Ein hübsch-phantastisches Wort des Philosophen und strengen Logikers!

Und hätte denn unseres alten Steinröthels Sänger-seele unter jener eines hilflos quäkenden Säuglings gestanden?

Und könnte sie nicht dereinst noch einmal mit fröh-lichen Liedern aus eines guten munteren Knaben Brust den Wald begrüßen?

Saphir als Possendichter.

Es muß doch ein eigenthümlicher Zauber von der Bühne ausgehen! Immer wieder finden sich Männer und Jünglinge, welche aller Unannehmlichkeiten, Quälereien, Kritiken, Niederlagen, Schmähungen, — welche der Insolenz übermüthiger Darsteller, des Blödsinns sogenannter Direktionen unerachtet, sich danach sehnen, ihre dramatischen Dichtungen auf die Bretter zu bringen. Ich rede nicht von armen Teufeln, (wie ich z. B. einer war!), die frühzeitig in's Gewirre des Theaterlebens verrannt, sich wehren so gut sie eben können; die keinen Autornamen zu verlieren, sondern wohl gar ein kleines Zipfelchen Renommée zu gewinnen haben, sollte es ihnen gelingen, ein paar Schauspielchen in Scene zu bringen und diesen, weil die Stimmung des Augenblicks dies gestattete, ein Ephemeren-Dasein zu verschaffen. Ich denke an Dichter, an Schriftsteller höheren Ranges, die durchaus erzwingen wollen, was ihnen versagt scheint. Nehmen wir einmal den berühmten, aber nach meiner Meinung lange noch nicht allgemein genug anerkannten, den in seiner Art großen August Grafen Platen-

Hallermünde. Zwischen seinen dramatischen, besser gesagt: dramatisierten Gedichten liegt eine scharf sondernde Kluft von Zeit und Raum, die zweite Reihenhälfte von der ersten trennend. Diese, zum Theil in Erlangen, ich glaube von Dilettanten dargestellt, sind offenbar in der Absicht geschrieben, mit ihnen und durch sie sich eine Stelle in der praktischen Theaterwelt zu sichern. Er spricht dies auch in einigen Prologen unverhohlen aus. Wir finden da vom Jahre 1823 den „gläsernen Pantoffel," eine Bearbeitung des reizenden Märchens „Aschenbrödel;" von 1824 einen „Berengar," einen „Schatz des Rhampsinit;" und von 1825 den „Thurm mit sieben Pforten;" auch das fünfactige Schauspiel „Treue um Treue." Nur dieses letztere steht einigermaßen auf festem Grund und Boden; es zeigt wenigstens die Absicht, wirkliche Menschen zu schildern. Die übrigen schweben eigentlich nur in poetischem Gewölk umher. Meisterhafter Versbau zeichnet auch sie, wie Alles, was Platen's Griffel gleichsam in Erz gegraben, wunderbar herrlich aus. Erhabene und tiefe Gedanken klingen mächtig hervor aus einer Menge geringer Scherze, die theilweise in krassem Widerspruche stehen mit dem prachtvollen Gewande, welches ihr Meister ihnen umhing. Das wäre jedoch nicht das Schlimmste; darüber wäre bei künstlerisch geleiteten Aufführungen hinweg zu kommen. Hätte nur das Ganze als solches

einen bestimmten Charakter; wüßte man nur, woran man sich in Scherz und Ernst halten soll? Aus scheinbarer Bedeutung eines Auftrittes läßt uns der Dichter plötzlich in poetische Negationen stolpern, als wollte er sich über seine Fabel, über seine Personen, über sich selbst, vorzüglich über uns lustig machen! Von innerlichen Gefühlen, von Empfindung, von Rührung nirgend eine Spur! Auch nicht wo sich's um Tod, Liebe, Schmerz, Trennung handelt. Der Dichter steht über all' diesen Miseren, und treibt seinen Spott damit. Schön kann dies sein, — wenigstens finden es gelehrte Litteratoren so, — geistvoll, apart, — ich wage keine Gegenrede. Menschlich ist es nicht, und Deutsch ist es nun einmal ganz gewiß nicht. Mir wenigstens bleibt Rührung im edleren Sinne ein unentbehrliches Element des höheren Drama's. Der Dichter, der nur auf meinen Verstand wirkt, mein Herz kalt läßt, oder es nur erwärmt, um schon beim ersten Hauche des Mitgefühles einen Kübel kalten Hohnes darüber zu gießen — er kann ein großer Geist, mein Dichter kann er nicht sein! Muß doch sogar der negativ-ironische Tieck, nachdem er vier Blätter vollgeschrieben, Iffland und dessen rührenden bürgerlichen Schauspielen zu persiffliren, auf dem fünften Blatte ehrlich eingestehen, daß die „Jäger," die „Mündel," die „Advokaten," „Dienstpflicht" u. s. w. entschieden die Basis eines deutschen Nationaltheaters

bilden würden, sollten wir nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse jemals eines haben! Und wollten denn die großen Dichter nicht rühren? Thun sie's denn nicht? Wer im letzten Acte von König Richard II., wenn der Stallknecht seinen ehemaligen Herrn besucht; wer im Othello, nachdem der Maure Desdemonen unschuldig ermordete und es zu spät bereut; wer im Lear, wenn dieser um Cordelien weint; wer im Egmont, wenn Ferdinand Abschied nimmt; wer in Iphigenia, wenn Orest sich zu erkennen giebt; wer in Wallenstein, wenn dieser um Max trauert, — bei guter Darstellung nicht Zähren im Auge, oder wenigstens im Busen hat, — nun, der thut, scheint mir, klüger, seine Abende am Kartentische hinzubringen.

All' diese Dinge perhorresciert Platen als romantisch-weibisch. Ja, er sagt sogar einmal:

— „wärst Du Shakspeare selbst,
Du kämst zu spät der Forderung des Augenblicks:
Es hat die Welt verschleudert ihren Knabenschuh!"

Wie hoch, und auf welchen Riesenfüßen muß Derjenige zu stehen wähnen, dem Shakspeare's Kothurn ein Knabenschuh dünkt? Auf welchem Gipfel der Klassicität!

Einige seiner unbedingten Verehrer billigen auch das. Aber ihre Billigung konnte dem sonst so trefflichen Manne doch eine Gabe nicht — weder verleihen noch

andichten, ohne welche nun einmal kein Drama lebendig werden will: die Gabe zu individualisieren, gesonderte Persönlichkeiten hinzustellen. Seine Menschen sind keine durch wahrnehmbare Kennzeichen unterschiedene Figuren. Sie reden Alle wie er. Nehmen wir, was am nächsten liegt, die allbekannte Aschenbrödel. Wer kennt das süße Märchen nicht? Die Bearbeitung des französischen Dichters, welcher das Buch zu Nicolo Isouard's leider aus der Mode gekommenen Oper lieferte, dürfte unserer jüngeren Generation gänzlich fremd sein. Das italienische Libretto zu Cenerentola steht unserer Zeit näher. Sogar jener Handwerksmann, — denn handwerksmäßig schneidern sie die welschen Operntexte zu — hat der lieblichen Jungfrau Naivetät anmuthig wiederzugeben versucht. Wie läßt Platen seine Aschenbrödel ihren Traum erzählen? Wie spricht die arme, an den Herd gebannte Stieftochter? Man höre nur die erste Stanze:

„Ich stand im Traum in einem Rosengarten,
Beschützt von Linden, hohen, grandiosen,
Sie neigten sich wie riesige Standarten
Auf dieses blut'ge Schlachtgefild von Rosen,
Und Hesper schien mir von des Himmels Warten
In seiner Locken Glanz herab zu kosen,
Doch stand er hoch, in ungeheurer Ferne,
Der lieblichste, der goldenste der Sterne."

Ich frage jeden aufrichtigen Bewunderer Platen's auf's Gewissen: hatte ein Mann, der in diesem Tone

Aschenbrödel zu ihren Schwestern reden läßt, das Recht, mit Deutschland zu grollen, weil es seine Dramen nicht spielte? Hatte er ein Recht, Diejenigen mit giftiger Schmach zu verfolgen, deren Stücke gespielt wurden? Aus dem ehrlichen Pastorssohne und studierten Theologen Raupach schuf sein Ingrimm das „Jüdchen Raupel.“ Aus Immermann machte er den in der Lüneburger Haide von Schafen umblökten „Nimmermann.“ Das ist die zweite Serie seiner Dramen, der Heimath fern geschrieben: „Die verhängnißvolle Gabel“ und „der romantische Oedip.“ Wenn er gegen Raupach zu Felde zog, so entschuldigt ihn wenigstens das Glück, welches Jener auf allen Bühnen gefunden; er bestritt doch einen Erfolg, der ihm unverdient dünkte. Wenn er aber gegen Immermann wüthete, so wußte der edle Graf wahrscheinlich selbst nicht was er wollte; denn Immermann ist ja fast eben so wenig auf die Bretter gedrungen als Platen, und die Gunst des Publikums hat er sich als Bühnendichter nicht erworben, obwohl er im kleinen Finger mehr dramatische Wahrheit und Verständniß des Theaters besaß wie Platen. Wir ersehen dies aus des Letzteren 1832 geschriebenem geschichtlichem Drama: „Die Liga von Cambrai.“ Nach so vielen gehässigen Schelt- und Lehrworten hätte man von solch mächtigem Geiste etwas Besseres erwarten dürfen, wo es darauf ankam, die Ansichten praktisch zu

veranschaulichen, die er Anderen vorhält. Seine „Liga“ ist buchstäblich nichts weiter als ein in drei sogenannte Acte abgetheiltes politisch-statistisch-historisch-antiquarisches Gespräch.

Ich muß wiederholen, womit ich begann: welch' ein eigenthümlicher Zauber geht von der realen Bühne aus, daß er die edelsten Sänger verblendet, ihre Kräfte zu verkennen, und erstreben zu wollen, was ihnen versagt ist?

Klopstock versuchte es mit „Adam's Tod“ — „Salomo und David“ — mit der „Hermannsschlacht“ — eines so matt und unerquicklich wie das andere. Wieland, nicht abgeschreckt durch Goethe's wider seine „Alceste“ gerichtete grobe Farce, ruhete nicht, bis er sich noch an einer „Johanna Gray“ die Zähne ausgebissen. Die Schlegel, nicht zufrieden als philosophierende Lyriker, als Vorbilder philologischer Meisterschaft zu glänzen, mußten im „Jon“ und im „Alarcos“ darthun, daß sie keinen Beruf hatten für die Bühne zu producieren. Zacharias Werner, nachdem er mit dem kleinen Monstrum „Der vierundzwanzigste Februar“ eine allerdings grauenhafte, aber doch eine Wirkung erzwungen, verrieth durch spätere maßlose, überschwängliche, wenn auch theilweise hochpoetische Werke, daß er keine Ahnung habe von theatralischer Concentration. Das seltsamste Geschick traf den guten van der Velde. Der hatte mehr als ein Dutzend Tragödieen verfaßt und

brachte keine bei einer Bühne an. Unmuthig entsagte er diesen Versuchen, warf sich auf die Erzählung, verarbeitete seine Trauerspiele zu Romanen, und machte mit diesen zu seiner Zeit ein beispielloses Glück. Was aber geschah später? Tief unter ihm stehende Schriftsteller bemächtigten sich seiner Bücher, verfertigten aus diesen (aus seinen Theaterstücken gemachten) Romanen neue Theaterstücke, die natürlich weit geringer ausfielen als die seinigen, die aber, Dank sei es der Popularität der Romane, nun gespielt wurden. Habent sua fata libelli!

Der liebenswürdige Eichendorff, über dem sich erst seit wenigen Jahren der Grabhügel wölbt, der treue Sänger so heiterer und so sanft-frommer Lieder, hat auch Tragödieen gemacht. Wo sind sie? Wer weiß nur davon, außer mir und ein paar alten Freunden? Fouqué blieb mit all' seinen Dramen unaufgeführt; sie sind immer nur lyrisch-episch. Ludwig Robert, der scharfsinnige Kritiker, der zierliche Verskünstler — schrieb dicke Trauerspiele! Wo sind sie? Wilibald Alexis, der fruchtbare Schöpfer gediegener vaterländischer Geschichten, wurde nicht müde am Brettgerüst empor zu klimmen, obgleich er niemals Fuß fassen konnte. Wer kennt Heinrich Heine noch als dramatischen Dichter? „William Ratcliff" — „Almansor" — phantastische Geburten, Nebelbilder, extravagante Wunder-

lichkeiten! doch er wunderte sich sehr, daß sie nicht auf den Brettern Platz fanden; er, der so schnöde über die Leute urtheilte, die dem Theater dessen tägliches Brod lieferten! Freilich ist's leichter geistreiche Witze zu machen über redlich-gemeinte fleißige Bestrebungen, als im kleinsten Schauspielchen den kleinsten Auftritt, der sich naturgemäß entwickelt, — wenn das Talent dafür fehlt.

Sogar unser lieber Chamisso verspürte den Kitzel, unter die Theaterdichter zu gehen. Zur selben Zeit, wo er kunstreiche Terzinen für „Salas-y-Gomez" spann, verleiteten ihn die damals vielbesprochenen Glaubenskuren des Fürsten Hohenlohe, eine Posse „Der Wunderdoctor" zu schreiben; und später ging er an eine freie Bearbeitung ich weiß nicht welches Molière'schen Lustspiels. Auch diese Eier waren gelegt, wurden aber nicht ausgebrütet.

Friedrich Rückert beschäftigte sich 1842 ernstlich damit, sich auf's Theater zu werfen. Er sendete mir, der ich gerade in Berlin anwesend, einen „Saul und David" und einen (irr' ich nicht) „Herodes" mit dem zutraulich ausgesprochenen Wunsche, daß ich beide Dramen in die Reihe meiner öffentlichen Vorträge aufnehmen möchte! Ich bin der wärmste Verehrer Rückert's; ich rühme mich dessen, und ein größeres Glück hätt' ich nicht gewußt, als einen seiner Wünsche zu erfüllen. Dennoch war es mir hier nicht möglich. Diese Werke

sind, obgleich gedruckt, fast unbekannt und ungenannt geblieben [1]).

Lenau's Dichtungen in dramatischer Form gehören nicht hierher; sie verhalten sich zu aufführbaren Schauspielen wie im musikalischen Gebiete Oratorien zu Opern. Dagegen haben sonst politische und religiöse Widersacher aller Farben und Schattirungen sich, — mögen ihre Wege übrigens noch so weit auseinander gehen, — auf dem holperichten Wege zum Theater begegnet.

Robert Prutz hat einige Scheinerfolge gehabt, die Tendenzstellen galten, auf welche seit 1848 kein Mensch mehr achtet. Berthold Auerbach meinte, wenn Frau Charlotte aus der „Professorin" „Dorf und Stadt" machen konnte, so müsse er aus einer Dorfgeschichte ein Stadtstück machen können. Ritter Amaranth betet zwischen Gottfried Kinkel und Arnold Ruge; doch weder Gebet noch Flüche fördern ihr Bühnenglück.

Und was soll ich von Emanuel Geibel sagen, der die Fülle seines Genius den Nibelungen opferte? Ist es glaublich, daß ein Liebling der deutschen Nation,

[1]) Sie sind kürzlich wieder in die „Gesammelten Poetischen Werke" aufgenommen, neu gedruckt und sammt den andern Dramen des Großmeisters „Kaiser Heinrich IV." — und „Cristofero Colombo" an's Licht der Welt getreten. Sie Alle enthalten Schönheiten von unbeschreiblicher Wirkung — nur an die Bühne, an eigentlich dramatische Darstellbarkeit darf man nicht dabei denken. H.

wie er, eine Tragödie liefert, und daß diese zwei, drei Jahre nach ihrem Erscheinen noch nicht auf allen Bühnen glänzt? Ach ja, möglich ist es; möglich war es ja auch bei Uhland's Theaterwerken, die später erst, und immer nur sporadisch hier und da auftauchten. Was hat Geibel auf den Brettern zu suchen [1])? Vermag er seinen gerechten Ruhm zu steigern? Auch fürchte ich, was vom alten Epos theaterzünftig verschnitten und zugeschnitten werden mag, das habe Raupach schon mit praktischer Scheere besorgt. Moderne Kleider passen nicht für jene Recken, und „Nibelungen im Frack" bleiben bedenklich. Dies hat der besonnene Freund wohl überlegt, der als der „letzte Ritter" jung und frühlingsfrisch einherzog, um dann als „Wiener Poet" seine „Spaziergänge" zu wagen. Er hat kein Gelüsten gezeigt nach der zweideutigen Ehre, irgendwo verkündigen zu lassen: Anastasius Grün bearbeitet diesen oder jenen Stoff für die Bühne! Und er hat klug daran gethan. Denn eine in unserer, von Dichtern und Schriftstellern überfüllten, Zeit so schwer zu erringende

[1]) So hab' ich vor zehn Jahren zu fragen mich erkühnt, trotz inniger Anhänglichkeit für den Dichter, der in meinem Geiste einen Ehrenplatz neben den größten deutschen Sängern einnimmt, meinem Herzen am nächsten steht. Seitdem ist seine „Sophonisbe" erschienen, deren hohen Werth wohl nur kalte Parteisucht bezweifeln kann; die jeden fühlenden Leser begeistern wird. Und dennoch? — Ja, dennoch wiederhol' ich meine Frage. H.

Celebrität soll man nicht auf's Spiel setzen; in einen unbestrittenen Kranz soll man nicht muthwillig Dornenzweige flechten, von denen immer ungewiß bleibt, ob sie Rosen tragen werden, die aber auch im günstigsten Falle stechen.

Da hätt' ich nun mit Platen begonnen, wäre über Immermann, Klopstock, Wieland, die Schlegel, Zacharias Werner, van der Velde, Eichendorff, Fouqué, Ludwig Robert, Wilibald Alexis, Heinrich Heine, Chamisso, Rückert, Lenau, Prutz, Berthold Auerbach, Oscar von Redwitz, Arnold Ruge, Gottfried Kinkel, Emanuel Geibel, Ludwig Uhland bis auf Anastasius Grün gerathen, um endlich nach langem Geschwätz zu Herrn M. G. Saphir zu kommen! Eine breite unnütze Einleitung, nicht wahr? Wer weiß auch! Vielleicht steht der breite Anfang mit dem schmalen Ende in genauerer Verbindung, als auf den ersten Blick erscheint.

Der selige Herr Saphir, — Gott gönne ihm die ewige Ruhe; obgleich er andern ehrlichen Leuten selten Ruhe ließ, da er noch der unselige war! — der selige Saphir kommt zwischen obgenannte Namen wie Saul unter die Propheten. Doch Niemand eignet sich besser als schlagendes Beispiel gebraucht zu werden, daß Verstand, Witz, lyrisches Talent, Erfahrung, Kenntniß der Bühne, kritisch-zersetzender (zerfetzender) Scharfsinn immer noch nicht hinreichen, eine auch nur einigermaßen

drastisch wirksame Conception zu bilden, sobald die erforderliche kleine Dosis eigentlicher Produktionskraft abgeht, ohne welche sich nun einmal kein spielbares Stück zu Stande bringen läßt. Daß Saphir ein schöpferisch-poetisches, wenn auch höchst nachlässig benütztes, und meistentheils durch schauderhafte Versification beeinträchtigtes Talent besaß, wird Niemand leugnen, der seine Gedichte, hauptsächlich die „Wilden Rosen" las. Daß er von Witz — sei es eben meistentheils Wortwitz — übersprudelte, ist bekannt genug, und wir Alle, mit denen er anband, haben das oft gespürt. Daß seine kritischen Aufsätze manches Geistvolle enthielten, müssen die schärfsten Gegner eingestehen. Und dem Theaterwesen endlich, dem Scenenbau, den Ansprüchen des Publikums, den Bedürfnissen der Mode und des vorherrschenden Geschmacks mußte wohl vertraut geworden sein, wer sein ganzes Dasein damit zubrachte, Recensionen zu schreiben, sich als Recensent fürchten — und bezahlen zu lassen.

Nur seiner Faulheit hatte ich beigemessen, daß er noch nie versucht habe, mit den beliebteren Volks-Lokal-Possendichtern in die Schranken zu treten. Und dies sagte ich ihm gelegentlich, wie wir zusammentrafen, während jener Zeit, wo ich, von Director Carl als Theaterdichter engagiert, in Wien lebte. Es war kürzlich zwischen Carl und Saphir zum Aeußersten gekommen.

Carl wollte die boshaften, gegen ihn und sein Theater gerichteten Ausfälle nicht länger dulden, und Saphir schien geneigt, sie noch zu verstärken. Da hatte denn Carl, der bekanntlich reich war, nach und nach verschiedene Verschreibungen des immer nur an Schulden reichen Saphir's aufgekauft, und war entschlossen, sämmtliche Forderungen an sich zu bringen, müßte er sie auch pari bezahlen, — um Jenen in seine Gewalt zu bekommen. Als Saphir von diesen Dingen sprach, und sich höchst erbittert über Carl's Beginnen äußerte, nahm ich Partei für diesen. Ein Wort gab das andere und zuletzt erfolgte das Geständniß: „Wenn ich mich zum Schweigen, oder gar zum Loben meines bisherigen Feindes erkaufen lasse, so verlier' ich mein Lesepublikum!"

„Und weshalb," fragte ich, „wollen Sie von den Lesern Ihres Journals abhängig bleiben? Hängt es nicht von Ihnen ab, Ihre Einnahmen auf das Doppelte, Dreifache zu steigern, durch eine literarische Richtung, welche Sie der — mindestens zweideutigen — Nothwendigkeit überhebt, von den Kränkungen Vortheil zu ziehen, die Sie andern Menschen zufügen, oder androhen? Sie kennen Wien, sein Theater-Publikum, die Scene! Sie sind von witzigen Einfällen überladen! Sie arbeiten leicht! Würden Sie nicht, bei nur geringer Anstrengung, alljährlich ein paar Lokalpossen machen

können? Und wenn auch immer nur eine davon einschlägt ... ich bin überzeugt, Carl würde sie mit Golde aufwiegen! Auf diese Weise kämen Sie spielend aus allen Verlegenheiten."

Er stutzte. „Was veranlaßt Sie," fragte er mißtrauisch, „für mich handeln zu wollen?" — (Ich hatte meinem Vorschlage das Anerbieten beigefügt, seine Versöhnung mit Carl, trotz dessen lautverkündeter Unversöhnlichkeit, über mich zu nehmen!) — „Was veranlaßt Sie, mir dienstfertig und nützlich zu sein? Sie müssen eine Nebenabsicht haben, denn Sie sind mir keinen Dank schuldig; ich habe das nicht um Sie verdient."

„Gewiß nicht," erwiederte ich: „Sie haben mir oft wehe gethan, besonders in Berlin und München. Aber wenn ich nun gerade deshalb einen leicht verzeihlichen Stolz darein setzte, Ihnen zu zeigen, daß ich es eigentlich doch gut mit Ihnen meine?"

Das rührte ihn. Ich erhielt seine Vollmacht. Nach langen, sehr schwierigen Unterhandlungen mit Carl drang ich durch. Ich führte Saphir hin. Ein Vertrag wurde abgeschlossen, mit dessen Einzelnheiten ich nicht langweilen will. Das Ganze lief darauf hinaus, daß Herr M. G. Saphir, wenn er im Jahre auch nur e i n halbwegs beifällig aufgenommenes Theaterstück lieferte, auf die sichere Einnahme von fünftausend Gulden; bei günstigem Erfolge und regerem Fleiße leicht auf zwölf-

bis fünfzehntausend Gulden rechnen durfte. Er schwamm in Wonne und Arbeitseifer. „Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist," sagte er zu mir; „mit einigen prächtigen Plänen trag' ich mich schon lange; binnen acht Tagen ist die erste Posse fertig!"

Ich zweifelte nicht daran, und wurde in meiner Zuversicht anfänglich noch bestärkt, als ich am Abende des nächsten Tages zu Frau von Carl kam und diese sammt ihrer Umgebung fast krank vor Lachen fand. Saphir war vor mir da gewesen und hatte ihnen, — etwa die ersten Auftritte? — o nein, er hatte ihnen nur das Personenverzeichniß seiner Posse vorgelesen, und sie dadurch so amüsiert, daß jetzt auch Carl, der bis dahin immer noch Zweifel in das Gelingen gesetzt, ganz entzückt war und sich das Außerordentlichste versprach. Was mich betrifft, weit entfernt klüger sein zu wollen wie der sehr kluge Carl — ich bekam einen Schrecken. Mir gefiel dies Entfalten komischer Einfälle auf dem Komödienzettel nicht.

Nach Verlauf etlicher Tage brachte mir Saphir den ersten Act, eine Art Vorspiel, zur Ansicht. Ich habe oft über seine Späße gelacht; sogar über diejenigen, ich darf es mir nachrühmen, die mich zum Gegenstande spöttischen Gelächters machten. Ueber jenes Vorspiel konnte ich nicht einmal lächeln. Ich trug es ihm zurück,

und gab zu verstehen: als Einleitung sei das recht gut; die Hauptsache werde wohl folgen?

„Das ist natürlich,“ sprach er.

Es vergingen eine Woche, zwei Wochen, ein Monat. Carl wurde ungeduldig. Ich entschloß mich, Erkundigungen einzuziehen. Mir ward geantwortet: „Ich komme nicht vom Fleck! Ich kann kein Stück machen!“

Und hatte doch so oft Andere belehrt, wie sie die ihrigen besser machen sollten?

Dabei ist's geblieben. Welche schmutzige Geldhändel, welche giftige Federkriege aus dieser Geschichte später entstanden sind, das gehört nicht hierher. Ich wollte nur darauf hinweisen, wie verschieden kritisierende und schaffende Kräfte, und wie weit von einander entfernt sie sein können!

Nur Einem war es beschieden, seine mit vorsichtigem Kunstfleiße ausgearbeiteten Dramen zu Musterbildern kritischer Klarheit, und seine in heiligem Wahrheitseifer abgefaßten Kritiken zu poetischen Meisterwerken zu erheben. Dieser Eine hieß Gotthold Ephraim Lessing.

Also das ist der Prokesch?

(1866.)

I.

Cucullus non facit monachum; zu deutsch: das Scapulier macht noch keinen Mönch. Hier soll's heißen: Rother Fez, oder Fes, und Türkenpfeife machen noch keinen Prokesch-Osten. Wie mir das klar geworden, will ich versuchen, dem geneigten Leser so kurzweilig als ich vermag zu erzählen.

Ende Juli des Jahres 1849 brach ich eiligst von Hamburg auf, weil dumpfe Gerüchte in der trüben Luft schwebten von drohenden Gefahren, welche den Bewohnern der Steiermark bevorstehen sollten, durch siegreiche, unaufhaltsam vordringende Honved-Armeen. Jene Gerüchte klangen freilich mitunter unglaublich, fanden jedoch vielleicht gerade deshalb Glauben, und erweckten in mir, mit der Besorgniß für die Meinigen, zugleich eine schier verzweifelte Sehnsucht, möglichst rasch deren Wohnort zu erreichen, um mit ihnen zu erdulden, was über Stadt Graez verhängt wäre. Wollt' ich behaupten, daß ich heiteren Sinnes und leichten Herzens die Reise angetreten, müßt' ich unverantwortlich prahlen,

was meine Sache nicht ist. Mir war weh und bange, und ich fühlte nicht den leisesten Wunsch, mich in Berlin unnütz aufzuhalten. Ich übergab dem Lohndiener des Hôtel Brandenburg meinen Reisepaß zur Visa bei k. k. Gesandtschaft, fest entschlossen, am nächstfolgenden Tage die Eilfahrt über Breslau wieder anzutreten. Schon stand ich auf dem Sprunge . . . da kam der Bote mit langem Gesichte zurück, meldend: er sei dreimal auf dem Bureau gewesen, gestern, heute, immer vergeblich; der Herr Legationssekretär, welcher das Paßwesen verwalte, weigere sich beharrlich, die Visa zu ertheilen, und habe ihn endlich mit dem strengen Bescheide fortgejagt, er solle nicht weiter belästigen; bei gegenwärtigen Zuständen bleibe der Zutritt in österreichische Staaten untersagt. — Fest überzeugt, hier müsse ein Mißverständniß obwalten und der Lohnlakai irgendwelche Ungeschicklichkeit begangen haben, ließ ich mich durch ihn nach dem betreffenden Bureau geleiten und drang in die Kanzlei des Beamten. Ein feiner, junger Herr saß am Schreibtische, empfing mich äußerst artig, wiederholte aber wörtlich, was er vorher dem Boten schon gesagt und was dieser mir rapportiert hatte. Wäre der Herr Sekretär grob gegen mich gewesen (was bisweilen, wie man behaupten will, in solchen Fällen vorkommt), ich würde mich wahrscheinlich verschüchtert zurückgezogen und andere Wege eingeschlagen haben. Sein liebenswürdiges

Wesen, sein von theilnehmendem Achselzucken unterstütztes Bedauern, der Amtspflicht genügen zu müssen, löste mir die Zunge. Ich ergoß mich in einer Fluth überströmender Verwunderungen, wie es möglich sei, mir die Rückkehr nach Oesterreich zu verweigern, der nicht nur seine Familie dort habe, der auch als entschiedener Konservativer gleichsam verschrieen, und schwarzgelber, resp. schwarzweißer Gesinnungen halber in Hamburg mit dem Beinamen „Heuler" bezeichnet worden, ja einigen Trachten tüchtiger Schläge Seitens der „Wühler" kaum entgangen sei. Ich versicherte den Herrn Legationssekretär, weiter könne man die Ungerechtigkeit nicht treiben; mich aber werde man so weit treiben, daß ich beim Minister Bach (meinem ehemaligen Abendgenossen im „Extrazimmer des Schwanes"), eine Beschwerdeschrift einreiche! u. s. w. — Der freundliche Mann hörte mich ruhig an, zuckte abermals die Achseln, bedauerte abermals, blieb jedoch nichtsdestoweniger bei seinem: „Das nützt Ihnen Alles nix!"

Ich mag wohl etwas laut geredet haben; lauter wie sich in einer k. k. Gesandtschaftskanzlei geziemt; im gewöhnlichen Leben nennt man es schreien. Das war allerdings nicht schicklich. Hatte aber doch sein Gutes. Denn unerwartet öffnete sich eine den Saal in zwei ungleiche Hälften theilende Draperie, und aus den zurückgeschobenen Falten derselben wand sich, als rechter Deus

ex machina, eine fast kolossale Gestalt, im stattlichen Schlafrocke, auf dem Haupte den orientalischen Fes, im Munde die kostbare Bernsteinspitze an langem, schlankem Weichselrohre, wie's nur in Stambul zu Markte gebracht wird.

Das ist der berühmte Orient-Reisende, der frühere Gesandte in Athen, dachte ich; das ist Prokesch-Osten. Denn daß dieser gelehrte Soldat, dieser kunstsinnige Archäologe, Philologe, Numismatiker, dieser poetische Diplomat zur Zeit kaiserlicher Gesandter in Berlin, daß Er es gewesen sei, der im vergangenen Jahre eine bedeutende (für Preußen gerade nicht besonders förderliche) Rolle daselbst gespielt habe ... so weit reichte zur Noth meine engbegrenzte politische Weisheit. Ja, das ist Prokesch; der wird sich in's Mittel schlagen!

Die Gestalt bewegte sich majestätischen Schrittes bis an unsern Tisch, riß mir den Reisepaß (von königlicher Regierung in Breslau ausgestellt, mit vielen Visen aus großer und kleiner Herren Ländern bestempelt) aus der Hand, überflog ihn, tippte sodann mit dem Bernstein-Mundstück auf meinen Namen, ließ ein kategorisches: „Kein'n Anstand!" ertönen, warf das Dokument gleichgültig dem Sekretario zu, machte links um, verlor sich, ohne weiter eine Sylbe zu äußern, ohne mir auch nur ein Nicken des fesbedeckten Hauptes zu gönnen, in die Draperie, und diese fiel hinter ihr zu.

Mit gefälligem Eifer vollzog der nun dazu berechtigte Jünger der Göttin Diplomatie die regelrechten Bräuche, patzte mit eigenen Händen die von Druckerschwärze gesättigte Stampille auf's morsche Papier, und wünschte mir ebenso verbindlich wie graziös: „Beste Reise!"

Zunächst fühlte ich mich befriedigt im Besitze meines Passes. Ich konnte ungehindert reisen; was wollt' ich mehr? Dieser Gedanke ließ keinen andern aufkommen. Später, bei Nacht, im Eisenbahnwagen, mischten sich Empfindungen ärgerlicher Art in das Andenken der jüngsterlebten Scene. Er hat mir zwar gewährt, was ich wünschte, sprach die liebe Eitelkeit, doch streng genommen in höchst verletzender Weise. Er hat mich abgefertigt, wie wenn ich der Herr Niemand wäre. Und bin ich auch nichts Besonderes, so bin ich doch immer ein deutscher Autor, dessen Name ihm unmöglich ganz unbekannt sein kann, hab' er ihn auch nur auf einer Theater-Affiche gelesen. Ich verlange nicht, daß er mir an die Brust sinke, den Tag preisend, wo er mein Antlitz erblicken darf. Aber ein gütiges Wort konnt' er mir gönnen. Macht er doch ebenfalls Verse! Gilt er doch für einen Mäcen! Und diese vornehme, abschreckende Nichtbeachtung. . . . Na, die Pille war hart, sie muß verdaut werden. Hoffentlich treff' ich nimmermehr mit diesem hochfahrenden Manne zusammen.

So abhängig von äußerlichen Einflüssen ist des Menschen Urtheil, daß solche Zufälligkeiten manchmal hinreichen es umzustimmen. Ich will's mir zur Schmach und Schande eingestehen: seit jenem Tage hat sich die Zuneigung, die ich früher für Prokesch und dessen vielseitige Verdienste gehegt, in Abneigung verwandelt. Seinen Werth anzutasten durfte ich freilich nicht wagen. Doch vermied ich absichtlich, mein Gedächtniß mit ihm zu beschäftigen; und wann und wo ich von ihm hörte, regte sich mir in der Seele etwas wie bitterer Groll. „Das ist auch so Einer!" . . . zischelte gekränkte Selbstsucht.

II.

Sieben bis acht Jahre mochten verstrichen sein, und ich war mittlerweile in der von den Magyaren damals unzerstört gebliebenen Hauptstadt Steiermarks heimisch geworden, als ich eines Morgens die erfreuliche Nachricht empfing: meiner jüngst bezogenen, hübsch und neu eingerichteten Wohnung drohe der Einsturz. Sie haben in Graez ewige Angst und Noth mit den sogenannten „Dippel- oder Tippelböden," das heißt mit jenen Balken, welche den Plafond tragen. Diese werden, oft schon binnen kurzer Frist nach vollendetem Bau, faul und morsch, und ich habe mir sagen lassen, das rühre theils von der Beschaffenheit des auf südlichem Abhange der Gebirge allzu üppig wachsenden, nicht kräftigen Bauholzes, theils aber von dem Umstande her, daß in winterlich verschneiten Schluchten die Baumstämme nicht zu erreichen sind, daß sie folglich im Sommer grün geschlagen werden müssen und deshalb niemals gehörig austrocknen können. Ich verstehe nichts davon und rede nur nach, was ich vernommen, ohne Bürgschaft für die Richtigkeit zu leisten. Was ich aber sicher verbürge, ist die Wankelmüthigkeit meines Fußbodens, auf dem ich,

kaum im Besitz der freundlichen Räume, keinen festen Tritt mehr wagte, aus Furcht, ich könnte durchbrechen und in's Konferenz-Zimmer der ersten steiermärkischen Sparkasse stürzen. Denn das Schicksal hatte sich den boshaften Witz erlaubt, mich auf meine alten Tage unmittelbar über einer Sparkasse einzuquartieren! Wer den Schaden hat, darf um den Spott unbesorgt sein. Meine nächste Sorge ging auf der vielgeprüften müden Gliedmaßen Rettung. Die Baukommission untersuchte, die Zimmerleute rückten an, ich rückte aus . . . der Klügste giebt nach. Ich suchte mir im Hôtel zur „Stadt Triest" auf etliche Monate ein Ruheplätzchen, welches ich in dem höchst vorzüglichen, viel besuchten, musterhaft gehaltenen „Elephanten" (den ich bei dieser Gelegenheit dem Leser, falls er Graez berührt, aus allen Tönen empfohlen haben will), eben weil er so viel besucht war und ist, unmöglich finden konnte. Die „Stadt Triest" (die Graezer nämlich) ist eine herabgekommene Größe, welche aus ihrer Blüthezeit noch die weiten Räume bewahrte. Ich hatte drei abgelegene Zimmer inne, am äußersten Ende eines langen Ganges, wohin sich keines Fremden Fuß verirrte. Meine eigenen Möbel umstanden mich; denn die Flucht vor feindlichen Aexten hätten sie ja doch ebenso gewiß ergreifen müssen, wie ihr Besitzer. Deshalb flohen wir im Vereine und fanden uns fern von unserm eigentlichen Daheim traulich zusammen.

Es war ganz nett bei uns; ich bin recht fleißig gewesen dort, und meine Schränke und Kasten haben mich gar nicht gestört in der Arbeit. Störungen durch Besuche bleiben in Graez aber unvermeidlich, seitdem die Eisenbahn nach Italien führt. Ganz Norddeutschland zieht ja des Weges. Mitunter wollt' ich schier verzweifeln, wenn ein Tourist den andern ablöste. Manche Gäste hätt' ich jenseits des Semmerings gewünscht. Manche wiederum beglückten mich, besonders bei längerem Aufenthalte. Zu den Letzteren gehörte Meister La Roche, der diesmal nicht auf „Gastrollen," sondern auf „reine Luft" in die Steiermark gekommen war. Von Dem und den Seinigen ließ ich mich gerne stören. Da wanderten wir denn eines sommerkühlen Abends dem über jede Beschreibung erhabenen Schloßberge zu, der die Eigenthümlichkeit hat, daß er nach zehnjähriger Besteigung dem Umschauer noch herrlicher dünkt, als beim ersten Male, und auf dem ich wo möglich an jedem Tage zweimal umherstieg. Wir plauderten auf's Beste (von Berlin und Königsberg, von Weimar und Wien), bemerkten, in's Gespräch vertieft, einen Herrn in Generals-Uniform erst dann, als er dicht vor La Roche stand, diesen freundlich begrüßend.

Ich ging mit den Damen langsam fürbaß, Herren trennten sich . . . La Roche holte uns fragte ihn: „wer war der General?"

„Kennen Sie den nicht? Das ist ja der Internuntius!“

„Internuntius? Wie denn? Was denn?“

„Der kaiserliche Internuntius an der hohen Pforte: Baron Prokesch-Osten.“

„Warum nicht gar. Das ist mein Lebtage nicht Baron Prokesch. Der ist ja größer, sieht ganz anders aus. Den hab' ich in Berlin ... kennen gelernt.“

„Zum Teufel, Sie wollen mir doch nicht abstreiten, was sonnenklar ist? Er befindet sich auf Urlaub hier, sammt seiner Familie. Die Damen halten's in Konstantinopel nicht länger aus, wollen sich hier etablieren. Prokesch ist ein geborener Graezer, ihn zieht's immer noch in die Heimath. Er denkt ernstlich daran, sich hier ein „chez soi“ zu gründen für die Zeit, wo er aus dem Staatsdienste tritt. Hat mir's jetzt eben mit deutschen Worten gesagt.“

„Aber das ist ja ganz unmöglich. Das kann ja gar nicht derselbe sein, der mich Anno Neunundvierzig in Berlin ...“

„Was kümmert mich Ihr Neunundvierzig, und wen Sie fälschlich für den dortigen damaligen Gesandten hielten. Dieser Mann, der mich ansprach, ist Prokesch, und was noch mehr: wohnt im ersten Stock der „Stadt Triest,“ seit gestern Abend. Und jetzt geben Sie sich zufrieden. Sie sind doch ein unverbesserlicher Streithammel. Oder halten Sie mich für verrückt?“

Im ersten Stock der „Stadt Triest?“ mir ging ein Licht auf; ein sehr dunkles zwar, in Form einer Schwarzen, einer Negerin; doch hell genug, meinen Irrthum anschaulich zu machen. Die Schwarze, der ich eine halbe Stunde zuvor auf dem Flur der ersten Etage begegnet war, über deren Erscheinen ich mich vorübergehend gewundert, gehörte zur Dienerschaft der Frau von Prokesch! Das schmeckte nun freilich nach Konstantinopel. . . . Sieh', sieh'! Also war's nicht der berühmte Prokesch, der mir den Reisepaß aus der Hand gerissen und kein gütiges Wort für mich gehabt? Also das war Prokesch, der jetzt mit La Roche geredet, der unter mir wohnte. Der Mann mit den großen, feurigen, vielsagenden Augen. Das war der wirkliche Prokesch! Und mein geträumter, eingebildeter, falscher verflog wie ein Schattenbild düsterer Laune in's Nichts. Ich durfte mich an den Lebendigen halten. Das that ich frischweg. Ich packte ein paar Bändchen meiner leichten, poetischen Waare zusammen, schrieb etliche Zeilen dazu, sandte am nächsten Morgen das Paketchen auf seinen Frühstückstisch. Gleich darauf brachte ein Kellner den Bescheid: „Excellenz lassen bitten!“ — Ich ließ mich nicht bitten; flugs war ich bei ihm. Die Besorgniß, schüchternen Menschen wohl eigen, wie sie sich passend introducieren sollen, um beim ersten Anlauf keinen üblen Eindruck zu machen, quälte mich diesmal durchaus nicht. Wußt' ich doch, womit ich zu beginnen

habe. Ich erzählte sonder Vorrede und Umschweife die berliner Geschichte, beschrieb sie ihm lebhaft, verhehlte sogar meinen dummen Groll keineswegs und empfand augenblicklich, daß er's günstig aufnahm.

„Den Sie für mich gehalten haben," sprach er lachend, „war Baron S........g, kein Anderer. Ihre Beschreibung trifft zu, der Gute hat so wunderliche Humore, ist übrigens die beste Seele. Hoffentlich lassen Sie jetzt Groll und Aerger schwinden. Und wir sehen uns wieder, damit ich Sie meinen Damen vorstelle."

Das günstige Glück wollte, daß ich bald nachher mit ihm und seinen Damen — den zwei Irenen, Mutter und Tochter, in einer Gesellschaft bei Gräfin Rothkirch, der Wittwe des ehemaligen Kommandierenden in Steiermark, zusammentraf. Dort fand die beabsichtigte Präsentation statt. „Ich muß," sagte er, „auf meinen Posten zurück. Frau und Tochter bleiben hier. Sorgen Sie für deren literarische Bedürfnisse, widmen Sie ihnen freie Abende, lesen Sie ihnen interessante Neuigkeiten vor; und da Sie ein Freund von gediegener Musik sind, werden Sie im Salon meiner Frau für die Opfer, welche Ihre Gefälligkeit bringt, gewiß Entschädigung finden. Es wird mich freuen in Stambul zu vernehmen, daß Sie meinen Wunsch gern erfüllen."

„Also d a s ist der Prokesch?" sagt' ich zu La Roche, der mir lachend entgegnete: „Glauben Sie's nun endlich?"

III.

Auf diese Weise entstand nach und nach ein geistig-reger Verkehr zwischen dem Hause Prokesch und dem Schreiber vorliegender Zeilen, der zu vertraulich-huldreichem Wohlwollen von jener, zu treuergebener Verehrung und Anhänglichkeit von meiner Seite führte. Ein Verkehr, welcher manche Stürme der Zeit, welcher Trennung und Entfernung überdauert hat, und so Gott will überdauern wird, bis er mit dem irdischen Dasein erlischt. Die „zwei Irenen" bildeten den stets belebenden Mittel- und Anziehungspunkt unseres aus höchstens acht Personen bestehenden geselligen Vereines; und während eine anmuthvoll-jugendliche Mutter, sinnige Heiterkeit um sich verbreitend, die Rechte edelster Tonkunst vertrat und übte, pflegte deren hochbegabte, jungfräulich-hehre Tochter den Kultus bildender Kunst. Unter den reinen Fittigen der Malerei wie der Musik fand auch die Poesie gerechte Würdigung. Wir labten uns an den größten Dichtern Englands und Deutschlands. Wir huldigten dem Erhabenen mit feierlichem Ernste, ohne dem bescheidenen Scherz Eingang zu versagen. Von

Dilettantismus (in übler Bedeutung des Wortes) konnte hier nicht die Rede sein, wo Jeder und Jede auf ihrer Stelle eine gewisse Meisterschaft behaupteten; wo auch das gesprochene Wort, aus dem goldenen Munde einer vom wiener Burgtheater her allberühmten Zierde desselben neben Tönen und Farben sich Geltung verschaffte; wo Louise Neumann (nun Gräfin Schönfeld) an der Seite des liebenswürdigsten Gatten unsern traulichen Kreis schmückte. Unvergeßliche Stunden, geheiliget durch den Genius ewiger Namen, geweiht durch Shakspeare, Calderon, Goethe, Rückert, durch Mozart, Beethoven, Franz Schubert; verherrlicht durch lebhafte persönliche Erinnerungen an Thorwaldsen, Rauch, Overbeck, Kaulbach; erleuchtet vom Glanze alter, ewiger Meister, deren Bedeutung einsichtig, gediegen entwickelt wurde, wenn der „Herr des Hauses" auf Urlaub aus Konstantinopel bei den Seinigen eintraf, dem Zusammensein die Krone aufsetzend.

Doch es ist nun einmal nicht anders: Bestand soll nichts hienieden haben; auch kein geselliger Verkehr, sei er noch so fest begründet auf reine Freundschaft, Achtung, harmlose Freude, veredelndes Streben. Ob der Tod dazwischen tritt, mit grausamer Gewalt von einander reißend, was sich liebte; ob das Leben inniger verbinden will, was bis dahin nur heimlich verbunden war! — Wo eine holde Tochter aus zartem Kinde zur schönsten Jungfrau emporblühte; wo sie und ihre zarte Weiblich-

keit das stille Walten um sie her beseelt, und aus ihrem Wohnhaus den Tempel macht, dessen Gottheit sie wird ... lauert da nicht auch schon der Glückliche irgendwo verborgen, der sie rauben, der sie hinausführen will in die Welt?

So fand uns denn auch der verhängnißvolle Abend, im deutschen Norden „Polterabend" geheißen, unserer Zehn oder Elf am runden Tische versammelt. Ach, gepoltert hatten wir nicht. In leisen Schwänken und Liedern, von Wehmuth durchwebt, hatten wir dem Brautpaare Glückwunsch ... und Lebewohl gebracht. Denn morgen, bald nach priesterlicher Einsegnung des Bundes für's Leben, sollte Irene, die sanfte Braut, mit dem Manne ihrer Wahl dem Orte seiner künftigen Bestimmung zueilen; sollte von Mutter Irene scheiden; sollte Graez mit Madrid vertauschen. Der Bräutigam ... wir kannten ihn kaum. Gestern erst war er aus Konstantinopel eingetroffen, der auserwählte Eidam, der so lange beim künftigen Schwiegervater in die hohe Schule der Diplomatie gegangen war.

Ein weiter Weg von Graez gen Madrid!

Wir ließen die Köpfe hängen. Es wollte heute nicht recht vorwärts mit der sonst so fröhlich sprudelnden, niemals versiegenden Konversation. Der Abschied — der Abschied lag Allen auf dem Herzen; und vergeblich haschte man nach irgend einem Gegenstande, welcher Stoff zum Schwatzen darböte.

In meine Betrübniß mengte sich zuletzt ein befriedigendes Bewußtsein, wie es mir gelungen, so edlen, hochgebildeten, klugen Menschen nahe zu kommen, ihnen lieb zu werden. Und es trat mir plötzlich vor's Gedächtniß, daß ich einst so schmählich, so ungerecht am Vater der Braut gezweifelt. Das mußte heraus. Es hätte mir's Herz abgedrückt. Ich ging rüstig in's Zeug und rekapitulierte frischer, drastischer, ausführlicher als ich's im ersten Gespräch mit Sr. Excellenz dem Internuntius vermocht, den Auftritt im Paßbureau der kaiserlichen Legation zu Berlin. Das Geschichtlein machte Glück; erregte sogar viel Gelächter, was an diesem Abende gerade ein Triumph für den Erzähler war. Die lustigste Ueberraschung jedoch blieb dem Letzteren vorbehalten. Denn nachdem ich geendet, hub der Bräutigam an: „Daß Alles buchstäblich wahr ist, wie's Holtei uns mittheilte, kann ich bestätigen, als lebendiger Zeuge; der artige Sekretär, welcher ihm die Visa verweigerte, bin ... ich gewesen!"

Nun erst erfuhr ich, weshalb mir Irenens Bräutigam beim ersten Anblick so bekannt vorgekommen!

Seitdem werden nun auch schon wieder bald zehn Jahre vergangen sein. Und was ist im Laufe der Zeit geschehen! Irene, die immer junge Mutter, ist Großmutter geworden. Karl, der tapfere Sohn, hat bei Oevernsee den Heldentod gefunden. Mich hat das Geschick aus der Nähe der Theuren weggerufen ... weite,

weite Strecken liegen zwischen Schlesien, Steiermark, Wien, Kärnthen und den Gestaden des Bosporus. Aber darum sind wir nicht getrennt. Was nicht mehr von Mund zu Mund erklingt, das thut die Schrift wechselseitig kund. „Papa Prokesch," obwohl er sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum schon gefeiert, steht seinem wichtigen Posten in ungeschwächter Kraft und seltener Ausdauer immer noch rühmlich vor. Er schrieb mir einmal: „Der Winter ist die Jahreszeit, wo im diplomatischen Kessel am thätigsten gebraut wird. Ich bin deshalb an das Nächste gebunden und vollauf beschäftigt, um die Stoffe zu erkennen, die man hinein wirft, und mir ein Urtheil zu bilden über deren Wirksamkeit und chemische Umwandlung. Das ist ein stilles Geschäft, das auf der Oberfläche der Welt wenig erscheint. Es gleicht dem Bilden in der Natur, wenn sie erzeugt. Die Welt bekümmert sich nur um das Resultat, und sie hat Recht hierin; höchstens faselt sie in müßigen Augenblicken über das Werden, dessen Elemente sie beliebig voraussetzt, und nennt dies Philosophie der Geschichte."

Daß ein Mann in dieser Stellung wenig Muße behalten dürfte, seinen historischen, antiquarischen und übrigen vielseitigen Studien und Arbeiten obzuliegen, scheint natürlich. Dennoch vernachlässigt er auch diese nicht; ja er behält sogar noch Raum, die Poesie zu pflegen, schaffend wie genießend. Es kursiert ein allerliebstes Familien-Anekdötchen, womit man ihn weidlich neckt.

Zu der Zeit, da seine Gemahlin noch in Konstantinopel haushielt, gab's einmal ein Diner, zu welchem auch Lord Stratford gebeten war. Die beiden Gesandten befanden sich stundenlang in Prokesch's Arbeitszimmer, wo Niemand sie zu stören wagte, aus Respekt vor ihren wichtigen Unterhandlungen, hinter denen eine diplomatische Konferenz verborgen schien. Der Koch verzweifelte schier, schickte einen Angstruf um den andern aus seinem Laboratorium. Endlich wagte sich die Dame des Hauses hinüber in's Allerheiligste. Schüchtern steckte sie den Kopf durch die halbgeöffnete Thüre und fand . . . Lord Stratford mit ihrem Herrn Gemahl eifrigst beschäftigt, sich . . . Schiller'sche Gedichte vorzulesen.

Hier eine Probe von Prokesch's Muse, die er vor mehreren Jahren einem der nähern Freunde, der wegen Kränklichkeit seinen Abschied nehmen mußte, in's Stammbuch schrieb:

Ein großes Volk in großer Zeit,
Und Theil sein dieser Herrlichkeit!
Das mag den Mann aus seinen Engen
Mit Herz und Geist nach Außen drängen.

Doch wo der That kein Ziel gesteckt,
Kein Ruf die Kraft begeisternd weckt,
Kein Hoffnungsroth am Himmel glüht,
Kein Kranz dem Drang und Kampf erblüht,

Da steht ein reiches Feld noch aus,
Dem widme Dich! — es ist das Haus;
Es gilt für eine ganze Welt,
Und ist es auch, wenn gut bestellt.

So durfte der Greis wohl lehren, der als sechszehnjähriger Knabe in den großen Völkerkampf gegen Frankreichs Welttyrannei sich stürzte und der Liebling, der Waffengefährte, der begeisterte Biograph eines Fürsten Schwarzenberg geworden ist.

Ich erwähnte vorhin seines fünfzigjährigen Jubelfestes. Dieses hat einige Herren, welche auf des Jubilars Rücktritt spekulierten und sich darauf spitzten, seine Nachfolger zu werden, vor Aufregung nicht schlafen lassen. Aller Augenblicke tauchten in Journalen, gleich Enten im trüben Gewässer, Notizen auf, des Inhaltes: „Baron Prokesch werde quiesciert, und man nenne, als für dessen Posten designiert, Diesen oder Jenen.“ Wer eingeweiht zwischen den Zeilen zu lesen verstand, witterte bald, woher dergleichen Winde wehten. Komischerweise haben diese Umtriebe keinen andern Erfolg gehabt, als daß der Sultan nach Wien telegraphierte: „Man werde ihm doch das nicht anthun?“ — und daß der „zu quiescierende“ Internuntius Botschafter wurde, somit den höchsten erreichbaren Rang bekleidet.

O wie sich die Enten-Ausbrüter darüber mögen erfreut haben!

Mit den Versen, welche ich dem theuren Manne zum Jubelfeste aus Breslau nach Stambul sandte, will ich mich nicht vordrängen. Doch die Erwiederung, welche mir darauf zu Theil ward, soll dem nachsichtigen Leser dieser anspruchslosen Skizze nicht vorenthalten sein:

„Das ist ja hübsch, daß Sie in Ihrer Heimath des Fremden, d. h. weit Entfernten gedenken und dichterische Blumen um meinen Ehrenkranz winden. Nein, die kommen aus keinem blüthenleeren Baume, eben weil des Baumes Stamm und Mark nicht leer ist, und darin ein Herz lebt. Das fühlt sich durch, das bricht sich Bahn, und die Saite, die dort angeschlagen ist, klingt in meinem Herzen mit. Fünfzig Jahre! Wie anders die Zeit von damals und heute! (1863.) Damals ein einziger, mächtiger Wille durch Deutschland, und zwar für eine dieser Wucht entsprechende Frage: Erlösung von Last und Schmach, und Genuß der brustausfüllenden Rache! — Heute Spaltung, Jagen um Mein und Dein, doktrinäre Rechthaberei, Schwäche, Ohnmacht nach Außen, und vor lauter Schwatzen kein Handeln ꝛc. — — Mein Leben ist ein ziemlich stilles unter Lärmen und Menge. Gewohnheit hat die Wege geebnet, die Steppe begrünt und dem Auge auch kleine Quellen aufgedeckt, aus denen lebendiges Wasser fließt.

„Gott erhalte Sie bei Jugend im Herzen und bei Glauben an Ihre Freunde." — —

Mein Auge weilt auf seiner Handschrift, und ich wiederhole freudig, was ich damals zu La Roche sagte:

„Also das ist der Prokesch!"

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.